„Jetzt verlöschen die Lichter in ganz Europa."

Der Erste Weltkrieg – Anfang und Ende (update)

Bernhard Hubner | Astrid van Nahl
Franz Joachim Schultz

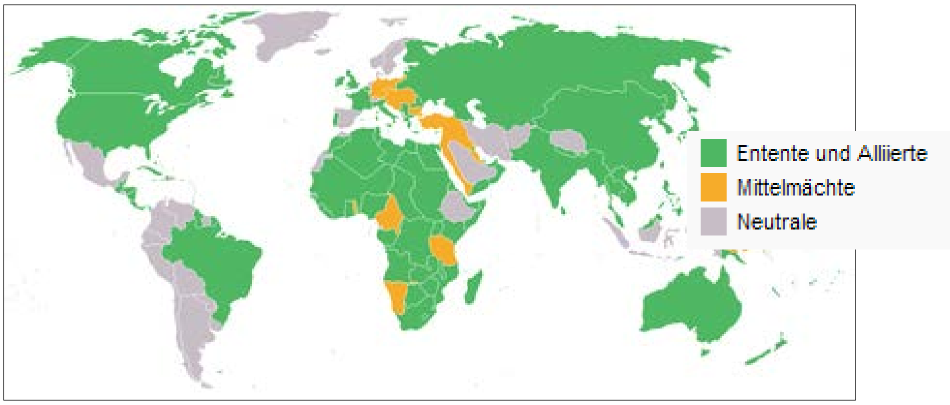
Der Erste Weltkrieg im Buch

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Am 28. Juni 1914 ermordet Gavrilo Princip, Mitglied einer jugoslawischen-nationalistischen Bewegung, in Sarajevo mit zwei Schüssen den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand, seit 1896 Thronfolger von Österreich-Ungarn, und dessen Frau Sophie Chotek, Herzogin von Hohenberg. Zu dem Zeitpunkt ahnt noch niemand, dass sich in Folge ein Krieg ungeahnten Ausmaßes entwickeln wird, nach dem die Welt nicht mehr ist, was sie war.

> „In Wien unterbrechen die Walzerkapellen ihr Spiel, als die Meldung aus dem fernen Sarajevo verlesen wird – im Publikum löst dies kaum Erschütterung aus. Die Höfe, Staatskanzleien und Generalstäbe ganz Europas gehen wie gewohnt auf Urlaub, Kaiser Wilhelm II. unternimmt seine Nordlandfahrt. Europa hat zuvor schon mehrmals am Rande eines großen Kriegs gestanden – und ist dennoch stets vor dem Abgrund zurückgewichen. 1908 etwa, als sich Österreich-Ungarn Bosnien-Herzegowina formell einverleibte. Oder 1911, als Kaiser Wilhelm zum „Panthersprung“ nach Agadir ansetzte, einem Panzerboot-Aufmarsch vor der Küste Marokkos.“ (Gregor Mayer in: Rheinzeitung, 28. Dezember 2013, S. 6)

Das Attentat in Sarajevo vom 28. Juni 1914 löst zunächst diplomatische, dann militärische Aktivitäten aus (Juli-Krise), die auf eine Konfrontation hochgerüsteter Staaten zusteuerten. Österreich lechzt nach Vergeltung und Genugtuung, ermutigt durch den deutschen Kaiser Wilhelm, der eine unbegrenzte Rückendeckung signalisierte. Österreich-Ungarn erklärt (in der August-Krise) Serbien den Krieg, aktiviert damit sämtliche Bündnisvereinbarungen und zieht in Folge immer mehr Mächte in den Krieg hinein.



Die anfängliche Begeisterung des nationalen Aufbruchs legt sich rasch, aber der Krieg entfaltet seine Eigendynamik und löst durch die besagten Bündnisverpflichtungen eine Art nicht zu stoppender Kettenreaktion aus: Russland erklärt die Generalmobilmachung, dann macht Österreich-Ungarn mobil, Deutschland erklärt Russland den Krieg, marschiert in Luxemburg ein mit Frankreich, dem Erzfeind, im Visier. Ein Zweifrontenkrieg nimmt seinen Lauf: Deutschland und Österreich-Ungarn gegen Frankreich, England und Russland.

Der deutsche Vormarsch kommt bald zum Erliegen, wird zu einem jahrelangen, defensiven Stellungskrieg an allen Fronten mit eingeschobenen Offensiven, die mehr und mehr scheitern. Die Schlacht von Verdun, die sich fast über das gesamte Jahr 1916 erstreckt, wird zum verheerenden Symbol des Krieges, auch die Schlacht an der Somme, die Schlachten in Flandern. Und indessen greift der Krieg weiter und weiter um sich, wird vom lokalen Krieg zum Weltkrieg, dem ersten in der Geschichte der Menschheit: Bulgarien an der Seite Deutschlands und Österreichs, Italien, Rumänien, Japan, Portugal, Griechenland und schließlich die USA an der Seite der Entente — siehe die Karte auf der vorigen Seite, die deutlich die Übermacht zeigt. Das Land blutet aus und kann kaum auf Reserven zurückgreifen. Als die Offensiven mehr und mehr scheitern, kapituliert Deutschland am 11. November 1918; die Pariser Verträge besiegeln den Frieden 1919 und 1920.

Die Frage nach der Schuld an einem sinnlosen Krieg, der etwa 15 Millionen Menschen das Leben kostete, hat vor allem die Historiker über ein Jahrhundert bewegt. Das Streben der Deutschen nach Weltmacht? Oder schlitterte man eher unwillkürlich in die große Konfrontation? Über die Frage nach der Kriegsschuld ist in einem ausgezeichneten Artikel in F Wikipedia nachzulesen. Sie stellt sich dem Leser automatisch, der 2014, dem Jahr, in dem sich der Kriegsbeginn zum hundertsten Mal jährt, mit einer Flut von Literatur konfrontiert wird, die bereits seit 2012 verstärkt erscheint. Im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg ist der Erste nicht nur der zeitlichen Distanz wegen eher verdrängt worden, als wäre er angesichts des Flächenbrandes, den Hitlers Krieg entfachte, zur Unbedeutendheit verdammt.

Eine ganze Reihe von unabhängigen Publikationen versucht das Bild zurechtzurücken. Es sind vor allem die Erzählungen, die uns die Zeit mit ihren Menschen näher bringen. Das Elend personifiziert hat von jeher mehr angerührt als bloßes geschichtliches Wissen. Mit unserem Themenheft versuchen wir eine Ausgewogenheit zwischen Sachbuch und Roman, zwischen einem jugendlichen oder gar kindlichen und einem erwachsenen Lesepublikum. Unsere Auswahl ist willkürlich und beschränkt und beinhaltet keine Stellungnahme, egal welcher Art, gegenüber den hier nicht vorgestellten Büchern.

Bernhard Hubner & Astrid van Nahl
Mai 2014
Oktober 2018

Die Fakten

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Florian Illies

1913. Der Sommer des Jahrhunderts

S. Fischer 2012 X 320 Seiten X 19,99 X ab 16 X 978-310-036801-0

Ein Buch über ein besonderes Jahr (übrigens nicht, wie der Untertitel suggeriert, nur über den Sommer dieses Jahres), das weckt spontan Interesse. War dieses Jahr 1913 aber wirklich so ein besonderes Jahr, war es einmalig, und war es besonders gut oder besonders schlecht? Gerade zum Jahresende werden wir heutzutage überschüttet mit Jahresrückblicken, die von scheinbaren Einmaligkeiten erzählen – alle Jahre wieder. Diese Jahresrückblicke sind ikonozentrisch, ausgerichtet auf die optische Wirkung von Ereignissen, denn anderes ist den optisch fixierten Konsumenten kaum zu „verkaufen“. Das Ergebnis ist eine eindrucksvolle, aber ausdrucksleere Aneinanderreihung von Sensationen, die ohne Erkenntnisgewinn und damit ohne Nachdruck bleibt.

Wie anders liegen die Dinge hier, wo allein technisch schon kein ausreichendes Bildmaterial zur Verfügung steht, und wie wohltuend, was Florian Illies, Kunstgeschichtler und Feuilletonist, daraus dennoch oder auch deshalb macht. Er stützt sich auf eine Mischung aus Tagebucheintragungen, Briefen und historischen Fakten, die von und über schon damals bedeutende oder noch zu Bedeutung gelangende Menschen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vorliegen. Im Kapitel „Dezember“ seines nach Monaten gegliederten Buches berichtet Illies von der Geburt des Erfinders der synchronoptischen Geschichtsschreibung, Werner Stein – auf jeder Seite seines Buches erweist sich die Sinnhaftigkeit einer solchen Sichtweise.

Der Autor macht sich nicht zum Sklaven des gewählten Prinzips, er springt schon einmal im Laufe eines Monats vor oder zurück, um Zusammenhänge und Wirkungen zu verdeutlichen. Aber grundsätzlich erleben wir die inneren und äußeren Lebensumstände zahlreicher Größen aus Literatur, Kunst, Musik und Politik im Laufe eben dieses Jahres 1913. Und ich gestehe gern: Ich bin beeindruckt. Nicht nur oder ausschließlich von der Großartigkeit vieler Äußerungen – da erweist sich mancher Heros der Geschichte als sehr menschliches und unvollkommenes Wesen. Nein, mich beeindrucken die großen Zusammenhänge, die Bedeutungen, Verwicklungen und Verstrickungen, aber auch die Zufälligkeiten, die aus der Perspektive der weiten zeitlichen Entfernung erkennbar werden. Ähnlich wie sich bei einem pointilistischen Gemälde oder heutzutage bei starker Pixelung eines Bildes der Bildgegen-

stand erst aus der Ferne zu erkennen gibt, ist es auch hier – der Zeitgenosse hätte die Einordnung noch nicht vornehmen können. Von daher beantwortet sich auch eine der anfänglichen Fragen: Vielleicht enthüllte jedes Jahr der Geschichte große und bedeutende Zusammenhänge, ginge man mit ebenso viel Akribie und Sachverstand auf die Spur seiner Protagonisten. Praktischerweise sind es hier eben ziemlich genau 100 Jahre Abstand, da fällt die Bewertung leichter als etwa zum vergangenen Jahr.

Doch es gibt sicher noch mindestens einen weiteren Grund, sich genau dieses Jahr 1913 vorzunehmen: Es ist der gefühlte Eindruck einer geistigen Verwandtschaft, einer Parallelität, die hoffentlich nicht allzu weit gehen wird. Auch heute empfinden viele eine Situation des Umbruchs, eines Zeitenwechsels, von Auf- und Umbruch, wie er auch vor 100 Jahren in der Luft lag. Wir haben dabei allerdings die Hoffnung, dass die Menschheit nicht nur zeitlich 100 Jahre weiter gekommen ist. Beinahe zu oft ist auch 1913 die Rede vom sicheren Frieden und der Unmöglichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung, damals. Und auch bei einer Spirale landet der nächsthöhere Wendel unweigerlich wieder auf derselben Seite wie viele Male zuvor. Doch wir wollen optimistisch sein, die Realität wird es zeigen, ob wir wieder sagen müssen: „Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch“?

Wenn man nur auflistet, wie dieses Buch „gebaut“ ist (eine Aneinanderreihung von Einzelereignissen, geordnet nach Monaten eines Jahres), dann könnte der Eindruck von Langeweile und öden Listen entstehen – und wie weit wäre das von diesem Buch entfernt! Illies gelingt es, aus den vorhandenen Ingredienzen ein sehr geschmackvolles Menü zu zaubern, das seinen besonderen Reiz aus der Vielfalt der Substanz wie der Darreichungsform gewinnt. Vieles wird nur angetupft, im Nebensatz erwähnt, ein anderes Mal breit ausgeführt und stimmungsvoll angerichtet. Und fast immer folgt einem Moment dramatischer Bedeutung eine auflockernde Episode, die Luft zum Durchatmen, aber auch Durchdenken verschafft. Denn äußerst selten „erklärt“ Illies die Bedeutung seiner Mosaiksteine, meist ist es Sache des Lesers, in seinem (hoffentlich vorrätigen) Allgemeinwissen oder auch alio loco nachzuspüren, welche Auswirkungen von einer scheinbar unbedeutenden Marginalie ausgingen. Man denkt oft an die Chaostheorie mit dem Beispiel des Hurrikans, der aus dem Flügelschlag eines Kolibris resultiert.

Wenn der Leser die letzte Seite schließt, ist er jedenfalls gesättigt ohne Völlegefühl und fühlt sich beinahe zuhause in jenem weit zurück liegenden Jahr. Stoff zum Verdauen gibt es genug und das große Nachdenken wird erst noch beginnen. (bh)

Nikolaus Nützel

Mein Opa, sein Holzbein und der Große Krieg
Was der Erste Weltkrieg mit uns zu tun hat

arsEdition 2013 X 144 S. X 14,99 X 13+ X 978-3-8458-0172-8

Vor gut einhundert Jahren, im Jahr 1914, begann der Erste Weltkrieg. Obwohl es dazu bereits zahlreiche Veröffentlichungen gibt und weiter geben wird, hat Nikolaus Nützel es unternommen, das Thema als ein in sein persönliches Leben eingreifendes Thema aus seiner Sicht zu behandeln: Sein Opa als Kriegsteilnehmer.

Nützel ist mit seinen Texten und den zahlreichen beigefügten Abbildungen aus dem Fotoalbum bestrebt, Jugendlichen die ferne — oder nicht ferne? — Zeit nahe zu bringen. Einfach und einprägsam werden sie vertraut gemacht mit einem ernsten und schwierigen Thema: Was führt Menschen dazu, andere Menschen zu töten?

Nützel schreibt in Ichform, berichtet von seinem Großvater, der am Ersten Weltkrieg teilnahm, gleich zu Anfang des Krieges verwundet wurde und ein Bein verlor. Und so trägt das erste Kapitel die bemerkenswerte Überschrift „Ein Prosit auf die Verstümmelung!“ Denn: Für den Großvater war der Krieg vorbei, ehe er richtig begonnen hatte.

Erfolgreich macht Nützel den Leser betroffen, indem er Vergleiche zieht, Zahlen gewichtet, Ereignisse in Beziehung zu anderen setzt, so dass sich ein dichtes Gefüge ergibt, das nicht im luftleeren Raum steht und als bloße Faktenkette auswendig gelernt wird im Geschichteunterricht der Schulen. Wird sie denn gelernt? Unsere Kinder haben nichts über den Ersten Weltkrieg in der Schule gelernt. Nur über den Zweiten. Wie konnten sie den aber verstehen ohne Kenntnis des Ersten?

Ein Buch wie dieses hätte Abhilfe geschaffen. Ein Buch, das, wie gesagt, betroffen macht, schon mit ein paar nüchternen Fakten zu Beginn: 1.300.000 tote Franzosen zwischen 1914 und 1918 gegenüber 500.000 zwischen 1939 und 1945. Die doppelte Anzahl an Gefallenen in Großbritannien als dort im Zweiten Weltkrieg. Ein Krieg, so bedeutungslos, dass man ihn nicht mehr lehren muss?

Nazidiktatur, Judenverfolgung und Zweiter Weltkrieg sind in unserer Gesellschaft präsent und werden es hoffentlich bleiben – ein Schwerpunkt im Geschichtsunterricht der Schule, und immer wieder durch die Feierlichkeiten zu Jahres- und Gedenktagen im kollektiven Gedächtnis wach gehalten. Der Erste Weltkrieg hingegen scheint uns so viel weiter entfernt und weniger greifbar und weniger in der Lage, uns zu berühren. Dass ebendies eine Illusion ist, beweist Nützel eindrucksvoll in seinem persönlichen und zugleich kritischen Werk, das die Brücke zwischen der Generation seines Großvaters, eines Kriegsveteranen, und unserer Gegenwart schlägt.

Die Kapitelüberschriften sind sprechend. Man weiß, was sich dahinter verbirgt. „Ich kenne meine Nachbarn nicht. Aber ich hasse sie." „Heiter in die Katastrophe". „Die ganze Welt im Kampf". „Der dumme Traum vom großen Land". Mit einer persönlichen Anekdote beginnt dann der Text: In der Familie des Autors wurde über viele Jahre stets jener Tag gefeiert, an dem der Großvater Alfred Müller durch eine Granate auf einem französischen Schlachtfeld im Jahr 1914 das linke Bein verlor. Was ungewöhnlich klingt, hatte einen guten Grund — zwar hatte der Krieg einen jungen Mann zum Krüppel gemacht, doch letztlich rettete die frühe Verwundung ihm das Leben. Er schied aus dem Militär aus, während in den folgenden vier Jahren mehr als neun Millionen Soldaten ihr Leben verloren. Plus acht Millionen, die durch Krankheiten und Hunger starben.

Nützel zeichnet die Geschichte des Krieges nach, analysiert aber vor allem Zeitgeist und politische Umstände, die diesen überhaupt erst unausweichlich werden ließen; er versucht, die Denkmuster und die heute bizarr und verzerrt wirkenden Überzeugungen jener scheinbar kriegsbegeisterten Generation, die sich und ihr Land ins Verderben stürzte, besser zu verstehen und verstehbar zu machen. Fragen fließen ein, zu denen es keine Antworten geben (kann), philosophische, ethische, moralische Überlegungen. Das sind die Kapitel wie „Das Ende des Menschseins". „Was ist ein Held?" „Wann wird der letzte Krieg gekämpft?".

Die Darstellung ist bemerkenswert offen, ungeschönt und kritisch; Nützel verschweigt nicht, dass auch seine eigenen Großeltern den Krieg befürworteten, später sogar überzeugte Nationalsozialisten waren. Viele Fotos und Originaldokumente machen das grausame Kriegsgeschehen anhand persönlicher Schicksale greifbar und verursachen beim Lesen nicht selten ein flaues Gefühl im Magen. Vor allem aber wirft der Text immer wieder neue Fragen auf, regt intensiv zum Nachdenken an, bezieht den jugendlichen Leser mit ein: Ist die Schuldfrage wirklich so eindeutig zu beantworten? Wie hätte man selbst damals über die Geschehnisse gedacht, wenn man von klein auf derselben unaufhörlichen Propaganda ausgesetzt gewesen wäre, die den jungen Leuten von damals eine kontinuierliche Gehirnwäsche verpasste?

Immer wieder geht Nützel auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ein, bezieht die Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkriegs mit in seine Berichte ein, lässt Vorstellungen und Denkweisen der Menschen von damals mit in die Texte einfließen. Auch, wie weit der Krieg oder Bewegungen, die in dieser Zeit ihren Anfang nahmen, bis in unsere Gegenwart hineinwirken, wird eindrucksvoll deutlich: Nicht nur Schlachtfelder und Gedenkstätten sind ein Erbe des Ersten Weltkriegs, sondern auch politische Konflikte der heutigen Zeit — etwa die Differenzen zwischen EU und Türkei über die Ächtung des Völkermords an den Armeniern, die maßgeblich die EU-Beitrittsverhandlungen des Landes erschweren. Und selbst heute weltweit marktführende Unternehmen wie Thyssen-Krupp oder Bayer etwa begründeten ihr wirtschaftliches Fundament zur damaligen Zeit — mit der Lieferung von Waffen oder Giftgas an die deutsche Armee.

Eindrucksvoll ist auch das Bildmaterial. Soldatenfriedhöfe etwa machen nachdenklich. Sie sehen schön aus, diese Gräberfelder, mit ihren gradlinig ausgerichteten Reihen weißer Kreuze. Aber jedes steht für einen Toten — und das sind nur Bruchteile der wirklich

Getöteten. Die Schönheit ihrer Gestaltung verbirgt das Leid, das unter und hinter diesen Kreuzen gesteckt hat und vielleicht immer noch in uns stecken kann.

Auch oder gerade weil uns der Erste Weltkrieg heute fern erscheint, ist Nützels Buch eine beeindruckende, fesselnde und schockierende, aber vor allem sehr augenöffnende Lektüre, die authentisch die damaligen Gräuel und ihre Nachwirkungen bis in unsere Gegenwart verdeutlicht. Es ist der mehr als gelungene Versuch, ein objektives Bild dieses Krieges bringen — eine wichtige Lektüre, die vor allem auf junge Menschen beeindruckend wirken sollte und sie zum Nachsinnen anregt.

Nikolaus Nützel wurde bereits mehrfach für andere seiner Werke mit wichtigen Buchhandelspreisen prämiert – aber dieses Buch will ich nicht nur auf der Nominierungsliste zum Deutschen Jugendliteraturpreis sehen. (avn)

Hermann Vinke

Der Erste Weltkrieg

Vom Attentat in Sarajevo bis zum Friedensschluss von Versailles

mit Illustrationen von Ludvik Glazer-Naudé

Gerstenberg 2014 X 64 Seiten X 14.95 X ab 10 X 978-3-8369-5582-9

„Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte“ – immer wieder hört man diesen Satz – und manchmal stimmt er ja auch. Das Auge erfasst eben schneller Informationen aus einem Abbild der realen Welt als aus einer theoretischen Schilderung, die das Gehirn erst zur Vorstellung umformen muss. Viel mehr noch als für unseren Alltag (und sein Abbild) gilt das für Extremsituationen, die uns eben nicht vertraut sind, zu denen unser eigener Erinnerungsspeicher also keine Assoziationen entwickeln kann. Im Falle des Weltkrieges wollen wir froh und dankbar sein, wenn wir diese Erfahrungen nicht machen mussten, umso wertvoller ist zum Verständnis aber gerade dann die möglichst ungeschminkte Illustration. Kritische Fragen sind dabei natürlich angebracht, denn nicht erst seit heute dient Kriegsberichterstattung nicht nur der Information, sondern ebenso der Stimmungsmache und Propaganda.

Dennoch gab es niemals zuvor so viel fotografisches Material über einen Krieg wie über den von 1914 bis 1918. Die Fotografie war den Kinderschuhen entwachsen, die Geräte wurden handlicher und zuverlässiger, sogar erste Filme waren möglich. Aus der Sicht von heute steht manchem Betrachter trotzdem ein Hindernis im Weg, das direktes Einfühlen und Nacherleben verhindert: Die bildliche Wiedergabe war nur monochrom, also schwarzweiß möglich. Das ist nicht nur ungewohnt, es schafft auch eine relativierende Distanz, wie wir z. B. von Verletzungs- und Leichenfotos ohne „Blutfarbe“ wissen. Und wer einmal die frühen

Farbaufnahmen aus dem „Dritten Reich“ oder dem Weltkrieg II sah, weiß, um wie vieles intensiver der Eindruck durch die andere Technik wird.

Nun geht es im vorliegenden Buch ja weniger um ein „Bildergucken“ als um Information, Vorstellenkönnen und emotionale Involvierung des Lesers in die Zeit vor einem Jahrhundert. Wir sollen hinterher mehr wissen, aber auch differenzierter darüber denken, was damals warum geschah – und was man daraus lernen kann. Hermann Vinke geht diese durchaus schwierige Aufgabe sehr geschickt und dem Auffassungsvermögen seiner Zielgruppe angepasst an. Jeweils eine Doppelseite konzentriert sich auf ein Teilthema, liefert einen Ablaufüberblick sowie zusätzliche Informationen in eingeklinkten Kästen. Auf diese Weise wird weniger das Gesamtbild einer unglaublichen Katastrophe en bloc präsentiert, sondern eine Vielzahl kleiner Teilaspekte, die sich dennoch zum Schluss zu einem konsistenten Gesamteindruck fügen, aber „unterwegs“ leichter fassbar erscheinen.

Die Texte gefallen dabei wegen ihrer gut verständlichen, dabei dennoch präzisen und wahrhaftigen Sprache, die sich erkennbar bemüht, allen Seiten und Blickwinkeln gerecht zu werden und dabei keine „heiligen Kühe“ gelten lässt. Immer wieder bleibt der Leser mit leichter Fassungslosigkeit zurück, wenn sich die entscheidenden Lenker der beteiligten Staaten als politische Wirrköpfe erweisen, denen man zu wenig Verstand zutraut, um sich fehlerfrei die Schnürsenkel zu binden – und die dennoch das Unglück von Millionen nicht nur verschulden, sondern sogar billigend in Kauf nehmen, überzeugt von der Richtigkeit ihrer eigenen Meinung. Immer wieder wandern die Gedanken dabei auch in die Gegenwart und man hofft, dass ähnliches heute nicht mehr möglich wäre (vermutlich ein Trugschluss!).

Den stärksten Eindruck in diesem Buch vermitteln aber die Illustrationen (daher die umfangreiche Einleitung), die sich als im Wortsinne bunte Mischung von Fotos und gezeichneten Bildern darstellen, oftmals leicht koloriert zur Milderung der S/W-Distanz, aber stets dezent und ausreichend authentisch, um nicht „gefälscht“ zu wirken. Aus den zahllosen Momentaufnahmen, Zeitungsausschnitten und Stimmungsbildern entsteht im Verlauf des Buches ein Mosaik, das gleichzeitig Detailinformation und Panoramabild darstellt und einen tiefen Eindruck hinterlässt. Und selbst dem historisch vorgebildeten Leser gehen so manche Erkenntnisse auf, die man als Essenz eines Jugend-Bilderbuches so nicht erwartet hätte. Eine ganz intensive und starke Leistung also und ein idealer Einstieg ins Thema, wenn man an einem Überblick interessiert ist. Zur Vertiefung einzelner Aspekte wird man sicher an anderer Stelle fündig, aber dies ist ein geradezu ideales „Navigationssystem“ für den Allgemein-Interessierten. (bh)

Johannes Sachslehner

1918 – Die Stunden des Untergangs

Styria 2014 X 296 Seiten X Euro X ab 14 X 978-3-222-13435-7

Vor nicht sehr langer Zeit gab es eine Fernsehserie namens „24 Stunden“, die – in Echtzeit – die nervenaufreibenden Abenteuer ihres Protagonisten im Verlaufe eben dieser Zeitspanne zeigte. Ein ungewöhnliches Experiment in einem Medium, das sonst gerade durch Raffung oder Dehnung von Zeitabläufen gekennzeichnet ist. Auch das vorliegende Buch beschäftigt sich mit dieser Zeitspanne von 24 Stunden und es wählt dazu den 28. Oktober 1918. Ein Tag, der den meisten Deutschen wenig sagen wird, doch es handelt sich bei diesem Datum um den Schicksalstag der österreichisch-ungarischen Habsburgermonarchie. Schicksal bedeutet hier das Ende dieser wechselhaften, oft aber glanzvollen Herrschaft, denn die Monarchie selbst und ihr Herrschaftsbereich über eine Vielzahl slawischer Nationalitäten wurden abgeschafft, um niemals wieder (bis heute) aufzuerstehen.

Sachslehner legt sein Buch wie ein chronologisches Tagebuch an, lässt es bei 0.00 Uhr beginnen und bei 24.00 Uhr enden. Dazwischen gibt es eine fast unendlich erscheinende Vielzahl von Ereignissen, manchmal im Minutentakt, die den Leser beinahe zu erschlagen drohen. Nun ist es ja nicht ein Tagebuch eines einzelnen Menschen, der wäre mit all den Vorkommnissen auch mehr als überfordert. Nein, hier werden sämtliche Lebensbereiche auf Vorfälle und Veränderungen abgeklopft, die für die Betroffenen eine Rolle an diesem Tage und darüber hinaus spielten. Das beginnt bei militärischen Lageberichten, einer recht trockenen Materie, deren Beschreibung es aber dennoch gelingt, heroische, sinnlose, manchmal schlicht dumme und opferreiche Aktionen vorstellbar und ausgewogen bekannt zu machen.

Die Berichte beschränken sich aber nicht auf den militärischen Bereich, sondern erweitern sich auf die große und kleine Politik, die letzten Aktionen des glücklosen Kaisers Karl und seiner Minister und Berater ebenso wie die machtvoll ihrem Ziel zustrebenden Vorbereitungen der zahllosen Nationalisten von Tschechien bis zum südlichen Balkan, die nach dem vorhersehbaren Zerfall des Vielvölkerstaates ihren Traum vom eigenen Staat verwirklicht sehen. Und es wird vom Leben der „einfachen“ Leute berichtet, von denen, die nicht an Entscheidungen beteiligt werden, aber jetzt und fürderhin unter ihnen zu leiden haben. Es ist die Rede von Hunger und Not, von Krankheit und Kriegsverletzungen, von Schwarzmarkt und Schlangestehen nach etwas Brot, Mehl oder einem Paar Schuhe.

In diesen Teilen wirkt das Buch am stärksten, denn das können wir, in Grenzen, nachempfinden. Der unmittelbare, eigene Bezug zu Kriegshandlungen ist den meisten von uns – gottseidank – nicht mehr gegeben. Dennoch entsteht aus der Vielzahl kleiner Bausteinchen ein wahrhaft erschreckendes Bild einer Zeit, die technisch schon vieles konnte, sich selbst

auch schon als recht modern einstufte, dabei aber geistig und oft auch moralisch mehr als vorsintflutlich erscheint. Natürlich ist man hinterher immer klüger – und wir wissen auch noch nicht, wie wir unsere eigene Zeit in 50 oder 100 Jahren beurteilen werden. Aber der Rückblick auf das Ende des 1. Weltkrieges und alle die vertanen Chancen und Irrtümer des notwendig gewordenen Neubeginns danach erschreckt durch das Ausmaß an Kurzsichtigkeit, Borniertheit, schlichter Dummheit und oft notorischen Starr- und Eigensinns, das die Herrschenden mit dem Volke in unseliger Weise verband.

Neben dem Informationsgehalt dieses Buches dürfen wir nicht versäumen, uns wieder einmal die Frage nach den Lehren aus der Geschichte zu stellen. Viele Probleme, die uns heute noch direkt oder in ihren Nachwirkungen beschäftigen, sehen wir in diesen Tagen des Kriegsendes grundgelegt. All die Kämpfe, die den Balkan bis heute nicht zur wirklichen Ruhe kommen lassen, die Zerrissenheit von sozialen Gefügen, vor allem aber auch die Schande der nationalsozialistischen Zeit und des 2. Weltkrieges – alles nimmt in diesen Tagen des Jahres 1918 seinen Anfang. Vieles davon kennen wir inzwischen aus den entsprechenden Zeitzeugnissen, Büchern und Medienbearbeitungen für den deutschen Raum, aber hier erkennt man schnell, wie sehr der Blick häufig am Tellerrand endet. Einen interessanten und fesselnd präsentierten Einblick in die Zeitgeschichte unserer südlichen Nachbarn vermittelt zu haben, das ist das große Verdienst dieses Buches. Es stellt Ansprüche an seine Leser (daher auch die recht spät angesetzte Altersgruppe), aber es ist jede Mühe wert. (bh)

Janko Ferk

Der Kaiser schickt Soldaten aus
Ein Sarajevo-Roman

Styria 2014 X 160 Seiten X 19,99 X ab 14 X 978-3-222-13408-1

Bis vor wenigen Jahren war die überwiegende Meinung der Historiker zum Ausbruch und den Ursachen des Ersten Weltkrieges noch, dass vor allem die Großmannsucht und der Minderwertigkeitskomplex des deutschen Kaisers Wilhelm II dafür sorgten, dass aus einem scheinbar eher nichtigen Anlass wie dem Attentat von Sarajevo ein Weltenbrand mit Millionen von Toten und einer nachfolgenden kompletten Umwälzung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen der halben Welt entstand. Erst seit recht kurzer Zeit relativiert sich diese Auffassung, nicht als Entlastung der deutschen Mitschuld, aber im Sinne einer viel breiter aufgestellten Bereitschaft und Neigung zu kriegerischer Auseinandersetzung und politischem Umsturz.

Das vorliegende Buch erinnert nicht nur daran, dass die verhängnisvollen Auslöser im österreichisch-ungarischen Habsburgerreich stattfanden, sondern beleuchtet die tragische Verstrickung der unmittelbar Beteiligten in eine bereits langfristig gärende explosive Stimmung im Südosten Europas, die nur zu bereit war, den sich abzeichnenden Krieg sich so weit ausweiten zu lassen, dass die historischen Fundamente sämtlich hinweggefegt werden konnten. Und es wird erkennbar, dass wir auch heute noch, hundert Jahre danach, an den Folgen dieser überhitzten Ideen tragen.

Janko Ferk, erfahrener Historiker und Journalist aus Wien, erschließt die Hintergründe der beschriebenen Entwicklung anhand der Lebensläufe der beiden Protagonisten Gavrilo Princip und Franz Ferdinand, Thronfolger von Österreich-Ungarn. Örtlich, sozial und zwischenmenschlich in völlig differierenden Milieus aufgewachsen, strebt die jeweilige Lebensgeschichte auf scheinbar berührungsfreien Wegen über die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert der einen weltbewegenden Begegnung zu, die sich als so wirkmächtig erwies, dass hinterher nichts mehr so war wie zuvor.

Dabei ist dieses Buch nicht wirklich eine Biografie eines oder beider Menschen, dazu dürften zu viele Leerstellen vor allem in Princips Leben vorhanden sein, und auch der Thronfolger spielte - unerwartet – eine viel geringere Rolle als gedacht. Und doch entwirrt sich die Vielzahl erwähnter Fakten allmählich, vor allem dank der vielen (vermutlich oft eher fiktiven) Zitate, die dem bloßen Datengerüst Fleisch und Leben verleihen. Ferk macht das sehr geschickt, er schlägt in dichtem Abstand orientierende Pflöcke aus Tagesdaten ein, an denen sich nicht nur die tatsächlich entsprechenden Abläufe, sondern oft auch weitergehende Hintergrundinformationen und -entwicklungen festmachen und so dem Wust an Material Struktur und Anschaulichkeit geben.

Was wir erfahren, ist so fesselnd wie erschreckend: Auf allen Seiten häufen sich unbedachte, oft beinahe schwachsinnig zu nennende Entscheidungen, geboren aus Dünkel, Engstirnigkeit und oftmals schlicht Dummheit. Persönliche Eitelkeiten, gekränkter Stolz und übersteigerte Wahnvorstellungen spielen eine höchst bedenkliche Rolle; vor Gericht könnte man kaum noch auf Fahrlässigkeit plädieren, vieles scheint mutwillig und vorsätzlich „in den Dreck gefahren“, zeigt sich aus heutiger Sicht vorhersehbar katastrophal und im Sinne des griechischen Schauspiels „tragisch“.

Stellt sich die Frage, an wen sich eine so verzwickt historisch-biografische Lektüre wendet? Und hier gelingt Ferk ein erstaunlicher, aber sinnvoller Zwitter: Der Faktenreichtum, die wohl durchaus exakte Recherche von Quellen und die klarsichtigen Schlüsse stellen auch den interessierten Historiker zufrieden, doch der flapsige, manchmal fast lästerliche Tonfall hält auch den jüngeren Interessierten bei der Stange. Es ist manchmal im Grenzbereich zulässiger Wertung, wenn Ferk die Herrscher in Wien und ihre Untergebenen als nahezu geistig minderbemittelt hinstellt oder die bosnisch-serbische Widerstandsbewegung lässig als „Rotzbuben“ tituliert, doch wird dabei auf Anhieb klar, dass eben nicht Weitblick oder intelligente Überlegung die Geschehnisse bestimmten, nicht vor und nicht nach 1914. Umso erschütternder, wenn man weiß, was aus Imponiergehabe und Dummejungenstreichen erwuchs.

Der Styria-Verlag hat recht daran getan, im eigenen Landesbereich wie im benachbarten Ausland (bei uns!) mit einer so spannend lesbaren und informativen Veröffentlichung den Blick auf die vielfache Verstrickung von Personen und Gruppen in diese Jahrhunderttragödie zu ermöglichen, die oft wenig Aufmerksamkeit erhielten, da sie – naturgemäß – bei Kriegsausbruch entweder schon tot oder vom militärischen Geschehen in den Hintergrund gedrängt waren. Und wenn uns eines zu denken geben sollte, dann die unselige Rolle, die zu einer aus heutiger Sicht hier noch unterentwickelten Zeit die „Schreibtischtäter", heute würde man sagen „die Medien", bei der Befeuerung der Konflikte spielten. Das ist heute anders, aber nicht besser. (bh)

R.G. Grant u.a.

Der Erste Weltkrieg
Die visuelle Geschichte

a.d. Engl. von Burkhard Schäfer & Birgit Lamerz-Beckschäfer

Dorling Kindersley 2014 X 360 Seiten X 34,95 X ab 10
X 978-3-8310-2527-5

Dass es sich beim „Ersten Weltkrieg" um ein schwergewichtiges Thema handelt, wissen wir schon. Wie wörtlich das zu nehmen ist, zeigt sich aber spätestens bei diesem voluminösen Bildband, der rein physisch schon schwer zu stemmen ist, inhaltlich aber ganz auf dieser Linie bleibt. Wenn es nicht im Zusammenhang mit einem so tragischen und für Millionen tödlichen Geschehen frivol klingen würde, müsste man diesen Band als „prächtig" bezeichnen, ganz so, wie Dorling Kindersley seine Bildbände meistens präsentiert. Format, Inhaltsreichtum, fotografische und drucktechnische Qualität, begleitendes Karten- und Diagrammmaterial – alles schier überquellend und vom Feinsten. Das ist, so viel schon vorab, einfach überwältigend und jeden Euro wert.

Und doch bleibt die Frage: Wie soll man das schaffen, wie die Fülle verkraften, ohne nur noch zu blättern, und wie geht man mit diesem Übermaß an Informationen um? Sicher ist dies kein Buch zum Durcharbeiten „an einem Stück". Es braucht einfach Verschnaufpausen, in denen das innere Archiv sich organisieren und strukturieren muss, um den Überblick nicht zu verlieren. Über 700 Fotografien, Karten und Illustrationen sind nicht „mit links" zu verstehen. Verstehen ist aber genau das, worum es hier geht. Nicht Unterhaltung, nicht optischer Reiz, nicht Nervenkitzel ist hier angebracht, sondern der Versuch, ein eigentlich unfassbares, vier lange Jahre dauerndes Wüten ganzer Völker gegeneinander zu verstehen, zumindest Ursachen, Hintergründe und Folgen zu begreifen. Nicht umsonst gibt sich der englische Originaltitel selbst den Anspruch, „The Definitive Visual Guide" zu sein. Unter dem Aspekt „Visual" erfüllt das Buch allemal diese Forderung.

Natürlich werden heute die meisten Sachbücher bebildert, und zum hundertsten Jubiläum des Kriegsausbruches 1914 gilt das sicher noch verstärkt, war dieser „Erste Weltkrieg“ doch auch der erste, den die damals aufkommenden neuen Medien Foto, Film und Ton begleiteten und mehr als je zuvor dokumentierten. Es ist sicher heutzutage unvorstellbar für die meisten, wie neuartig und eindrucksvoll gerade die fotografischen Aufzeichnungen auf die Zeitgenossen wirkten, kommen sie uns auch heute in ihrer Schwarzweißbeschränkung eher altbacken vor. Und die Historiker hatten erstmals direktes, relativ objektives Quellenmaterial zur Verfügung, mit allen Einschränkungen, die mit propagandistischen Gründen erklärt werden müssen.

In sieben große Abschnitte gliedert sich der Inhalt des Buches, neben den fast fünf Jahren aktiver Kriegshandlungen sind das die Zeit der Zuspitzung 1870–1913 sowie die Nachkriegsepoche 1919–1923, bis die unmittelbaren Verhandlungen und Folgen im Groben beendet waren. Dass die Nachbeben teilweise noch bis in unsere Zeit hinein reichen, sei nur nebenbei erwähnt. In diese Großkapitel sind zahlreiche Unterteilungen eingefügt, die sich näher mit Personen, Ereignissen oder kurzfristigen Folgen beschäftigen. Und zu guter Letzt gibt es natürlich auch die DK-typischen eingeklinkten Kästen mit Spezialerläuterungen, die besser verstehen lassen, worum es auf der jeweiligen Seite geht. Materialschlacht also im Buch wie im Krieg selbst. Wie gesagt, nichts für „den kleinen Hunger zwischendurch“, es gibt durchaus Situationen während der Lektüre, wo man vor detaillierten Aufmarschplänen und Truppenbewegungskarten fast unterzugehen droht.

Es sei aber ganz klar unterstrichen, dass Autor und Verlag ihre Aufgabe, diesen Wust an Details zu erhellen und weitestgehend verständlich zu machen, bravourös gemeistert haben. Dennoch muss man ebenso klar sehen, dass die ursprünglich englische Veröffentlichung auch besondere Rücksichten auf die Gefühle ihrer Landsleute-Zielgruppe nimmt, mehr als auf andere Nationalitäten. Der grundsätzliche Blickwinkel versucht zwar ein hohes Maß an Objektivität einzuhalten, trotzdem sind die Sympathien eindeutig verteilt: Die Alliierten kämpften gegen Unfreiheit und militärischen Angriff, die Mittelmächte erwiesen sich als „Hunnen“ und hielten selten einmal die Spielregeln ein. Diese Darstellung ist jetzt etwas verkürzt und übertrieben, aber eine gewisse Grundstimmung in diese Richtung ist schon spürbar. Sie entwertet aber nicht die grundsätzliche Anlage des Buches, man sollte das nur vorher wissen.

Es ist ja auch nur zu verständlich, dass Nationen, denen der Krieg erklärt und oft genug in ihr Staatsgebiet getragen wurde (und das von einer deutsch geführten Politachse), sich angegriffen und überfallen fühlen. Zwei Einschränkungen allerdings gibt es dabei: Auch wenn Deutschland und Österreich-Ungarn mit den Kriegserklärungen begannen, arbeiteten viele andere Nationen an dieser Zuspitzung mit und trugen insofern auch Mitverantwortung (was keine Entschuldigung für die Mittelmächte ist!). Und Englands Kriegseintritt geschah nicht auf eine feindliche Kriegserklärung hin, sondern als Antwort auf den Bündnisfall in puncto Belgien und mit durchaus machtpolitischen Hintergedanken. Doch das sind Feinheiten, über die nun seit hundert Jahren gestritten wird und die weder in diesem Buch noch in unserem Online-Magazin entschieden werden.

Und so, wie es an anderer Stelle verständnisfördernd war, nicht nur den deutschen, sondern z. B. auch den österreichischen Blickwinkel kennenzulernen, gilt das auch für die Sicht der übrigen an den Kriegshandlungen beteiligten Staaten. Nicht aus allen haben wir Beispiele, aber wenn sie vorhanden sind, verdienen sie Respekt und Beachtung. Und noch einmal, um nicht falsch verstanden zu werden: Dieser Band ist durchgängig um Objektivität bemüht und vertritt niemals einseitige Schuldzuweisungen oder gar üble Nachrede. Ich habe jedenfalls unter den zahlreichen gesichteten Büchern zum Thema keines gefunden, das derart übervoll an Details, aber eben auch an Bildmaterial und damit optischer Anschauungshilfe wäre wie dieses. Großartig gemacht! (bh)

Hans Magenschab

Der Große Krieg
Österreich im Ersten Weltkrieg 1914–1918

Tyrolia 2013 X 256 Seiten X 39,95 X ab 14 X 978-3-7022-3299-3

Noch ein weiterer Bildband zum Hauptthema des Jahres 2014? Ist das nötig und sinnvoll? Wenn man dieses Buch gesehen hat, weiß man, dass es Sinn macht, den Blickwinkel erweitert und neue Informationen liefert – soweit das bei einem historischen Stoff nach hundert Jahren noch möglich ist. Denn dieser Bildband, soviel sei schon vorweg gesagt, legt die Schwerpunkte anders, gewichtet anders und zieht manchmal auch andere Schlüsse.

Der Grund für ein zumindest gelindes Erstaunen, dass es überhaupt einen „anderen“ Blickwinkel gibt, ist die Egozentrik, die nicht nur einzelne Menschen ergreift, sondern auch ganze Völker und ihre Historiker. Denn was man in Deutschland über lange Zeit vor allem kannte, war die eigene Einschätzung dessen, was Ursachen, Hintergrund und Folgen dieses Jahrhundertereignisses „WK I“ waren – und die Perspektive ist, das wissen wir nicht nur aus der Kunst, vom Standort des Betrachters abhängig. Das gilt nicht etwa für die ganze Geschichtsbetrachtung, da täte man den Historikern unrecht, aber die öffentlich wahrgenommene und vor allem auch übernommene Weltsicht hält nun einmal den eigenen Nabel für das Zentrum der Welt.

Nun ist die sich unter Umständen verschiebende Blickrichtung nicht etwa typisch deutsch, das geht allen Beteiligten so. Daher ist es aber besonders sinnvoll, die eigenen Erkenntnisse an möglichst vielen verschiedenen Sichtweisen zu prüfen, denn meist liegt die Wahrheit in einer – mathematisch gesprochen – „Schnittmenge“. Noch dazu wäre es voreilig, von einem alternativen Bildband zum gleichen Thema nur eine „national gefärbte“ Unterscheidung in der Beurteilung zu erwarten. Glücklicherweise findet auch jeder Autor (und jeder Verlag)

einen anderen Zugang und eine andere Form der Darstellung, selbst wenn das Thema gleich ist.

Hier also die österreichische Version. Anders als etwa die Ausgabe des Dorling-Kindersley-Verlages wird hier nicht so sehr eine kalendarische Abfolge von Kurzartikeln präsentiert, sondern es werden Einzelthemen gewählt, die, mit reichhaltigem Bildmaterial ergänzt, in der Form längerer Essays vorgestellt werden. Die großen Oberbegriffe entstammen den Schauplätzen und Schwerpunkten des österreichischen Anteils am Großen Krieg: Der Weg in den Untergang | Die Katastrophe im Osten | Der Krieg im Gebirge | Das Ende der Monarchie.

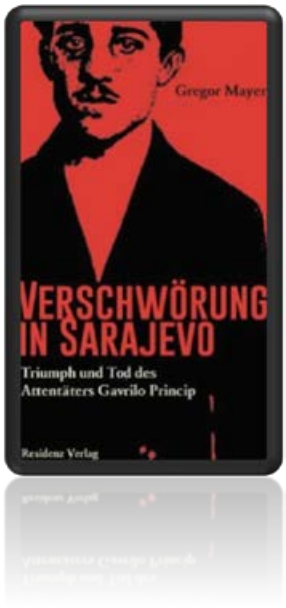
Doch auch hier wäre es voreilig, aus diesen Oberbegriffen auf eine punktförmig begrenzte Sicht zu schließen. Die bedeutungsvollen Eckpunkte im Kriegsverlauf der anderen Beteiligten, Verbündete wie Gegner, sind durchaus auch Inhalt der Abhandlungen, die meist zwischen 10 und 40 Seiten lang sind. Den Schwerpunkt bilden jedoch all die Aktivitäten, Ereignisse und Versäumnisse, die zu der explosiven Ausgangssituation bis 1914, dem auslösenden Attentat von Sarajevo, den Frontbildungen und -veränderungen im Verlauf der vier Kriegsjahre und dem schließlichen Zerfall des Habsburgerreiches mit den vielen Spätfolgen bis in die Jetztzeit führten.

Die Rolle des „großen Bruders“ Deutsches Reich erscheint dabei nicht gerade in rosigem Licht, war doch die Rolle des deutschen Kaisers und seiner Militärführung weder einem raschen Sieg noch einem rechtzeitigen Friedensschluss wirklich dienlich und ließ der österreichisch-ungarischen Führung kaum Raum für selbstständige Grundsatzentscheidungen. Doch Österreich selbst, Kaiser, Thronfolger und Kaisernachfolger ebenso wie politische und militärische Führung kommen nicht besser in der Schilderung weg. Zusammen mit der aufgeheizten Stimmungslage in den Völkern selbst entsteht so auch hier das Bild einer scheuklappenbewehrten Gesellschaft, die vor Mutwillen strotzend an ihrem eigenen Untergang und am Leid vieler Menschen mitwirkte, ja, es sogar billigend in Kauf nahm.

Aus der heutigen Perspektive erschreckt das Ausmaß an Naivität, Blindheit und Leichtsinn, das aus fast jeder Handlung und Entscheidung spricht. Und man ist allzu leicht geneigt, daraus sehr abfällige Schlüsse über die Intelligenz, Weitsicht und Fähigkeit der damaligen Machthaber zu ziehen. Doch, auch das wird klar, man sollte sich vor Voreiligkeit hüten: Ob heutiges Krisenmanagement tatsächlich vorausschauender, wirkungsvoller und friedenserhaltender ist, wird sich erst in der Rückschau erweisen, auch und gerade im Jahre 2014, wo es wieder zahlreiche nationale Brandherde gibt, große Spannungen aus sozialer Ungleichheit und drohendes Säbelrasseln, wenn äußere „Feinde“ die Aufmerksamkeit von inneren Problemen ablenken sollen.

Es ist also nicht nur ein Geschichtsbuch, das Magenschab hier vorlegt, sondern auch eine Mahnung zum Lernen aus der Geschichte. Das Ganze verpackt in tiefergehende, intelligente Analysen, gut verständliche Texte und in ihrer Vielseitigkeit sehr informative Bilder, die viele Theorien der Texte eindrucksvoll unterstützen und belegen. Interessant ist es allemal, dazu noch hochwertig ausgestattet und ansprechend präsentiert. Und deshalb

beantwortet sich die Frage nach Notwendigkeit, Sinn und Zugewinn aus dem Einleitungsabsatz mit einem klaren „Ja“. Gut gemacht! (bh)



Gregor Mayer

Verschwörung in Sarajevo

Triumph und Tod des Attentäters Gavrilo Princip

Residenz 2014 X 160 Seiten X 19,90 X ab 14 X 978-3-7017-3294-4

> Die tödlichen Schüsse, die der bosnisch-serbische Revolutionär Gavrilo Princip am 28. Juni 1914 abgab und die den habsburgischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek trafen, sind Tausende Male beschrieben worden. Doch harte Fakten fehlen oft – das liegt in der Natur von Verschwörungen…

Mit diesem Klappentext leiten Autor und Verlag dieses Buch mit dem Untertitel „Triumph und Tod des Attentäters Gavrilo Princip“ ein und versprechen dem angesprochenen Mangel abzuhelfen. Die Erwartungen sind also hoch, gerade weil die Annahme, der Vorfall selbst sei schon beinahe im Überfluss beschrieben worden, gerade in diesem Jahr zutreffend erscheint. Doch gibt es noch neue „harte Fakten“ hundert Jahre nach dem Ereignis – oder wird uns nur die eine oder andere neue Schlussfolgerung präsentiert? Versprochen wird ja auch eine Reportage auf den Spuren der Orte, die in Leben und Tod des Attentäters eine herausgehobene Bedeutung hatten. Lohnt sich die Reise?

Mayer beginnt das „Aufdröseln“ des historisch gewachsenen gordischen Knotens um den zum Tatzeitpunkt 20-jährigen Todesschützen mit einem Besuch, den der Wiener Psychiater Dr. Martin Pappenheim 1916 bei dem bereits wegen Knochentuberkulose todkranken Princip in seinem Gefängnis, der Festung Theresienstadt, machte. Die kurzen Aufzeichnungen des Nervenarztes erlauben nur wenige Einblicke in das Denken und den Seelenzustand des Bosniers, spektakuläre Erkenntnisse gewinnt man jedenfalls kaum. Dafür nutzt der Autor den Besuch in Theresienstadt zu einem ausführlichen Exkurs in die Geschichte der Festung und vor allem ihre künftige tragische Rolle während der Nazizeit, wo Theresienstadt als Ghetto und Durchgangslager zu massenhafter Judenvernichtung eine traurige Berühmtheit erlangte und vorher eine Zeitlang auch die Welt über die nationalsozialistischen Absichten im Hinblick auf die europäischen Juden zu täuschen vermochte.

Das Kapitel Theresienstadt erweitert er im folgenden Abschnitt noch durch biografische Ausblicke auf die Karriere des Dr. Pappenheim und einzelner Berufskollegen in den 20er Jahren und vor allem im Dritten Reich. Die vorher angedachte Rolle des Arztes als Kronzeuge für bisher wenig beachtete Aspekte rund um Gavrilo Princip erhält durch die

Kenntnis der späteren Rolle nicht etwa Festigung, sondern eher einen etwas merkwürdigen Beigeschmack. Doch groß ist, wie gesagt, der Erkenntnisgewinn sowieso nicht.

Weiter geht es mit einem Ausflug in Geografie und Geschichte der bosnischen Heimat des Attentäters und die politische Situation in dieser Balkanregion, besonders im Hinblick auf Serbien, den hauptverdächtigen Drahtzieher des Anschlages. Die großenteils bereits hundertfach kolportierten Details scheinen aber vor allem Vorwand zu sein, um – wieder einmal – die Parallelen zu späteren Entwicklungen bis in die heutige Situation nach den Kriegen nach dem Zerfall des kommunistischen Jugoslawien zu sein. Diese Folgerungen und Überlegungen sind durchaus durchdacht und nachvollziehbar, doch ist ihre erhellende Wirkung auf die Hintergründe von Sarajevo 1914 und die Beweggründe Princips eher gering.

Das bleibt auch das Fazit des ganzen Buches: Es ist sauber recherchiert, in brauchbarer Sprache geschrieben und auch in den begleitenden Überlegungen intelligent und nachvollziehbar. Nur seinem eigenen Anspruch, Neues zu „Triumph und Tod des … Gavrilo Princip“ zu liefern, dem genügt es kaum. Vieles ist eben auch hier „Tausende Male beschrieben“ worden, ohne dass wirklich Neues dazu kommt oder daraus erwächst. Wie weit Princip Freiheitskämpfer oder Terrorist war, hängt weitgehend vom spezifischen Blickwinkel des Betrachters ab, von seiner politischen und vielleicht manchmal auch religiösen Weltanschauung.

Brauchte es dafür ein neues Buch? Das muss jeder für sich entscheiden, es hat ja kaum jemand „alles“ zum Thema gelesen und erforscht. Das Format dieses Bändchens ist handlich, wer sich also eher „hineinschnuppernd“ dem Thema nähern will, wird hier durchaus bedient. Allerdings fehlt natürlich das meiste, was nach dem Tag von Sarajevo geschah, der eigentliche Krieg also. Dafür gibt es wiederum mengenweise andere Literatur. Der Rezensent hätte dieses Buch allerdings entbehren können, ein echtes Abraten wäre aber übertrieben. (bh)

Der Krieg in Erzählungen

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Elisabeth Zöller

Der Krieg ist ein Menschenfresser

Hanser 2014 X 278 Seiten X 15,90 X ab 15 X 978-3-446-24510-5

> Dieses Gefühl war ihm bisher unbekannt gewesen. Aber es hatte ihn gepackt. Und auch die Stimmung in der Stadt hatte ihn beeindruckt und mitgerissen. Der Gedanke, in den Krieg zu ziehen, hatte etwas Verlockendes, Abenteuerliches. „Mann, im Krieg können wir was erleben!“, sagte August ganz dicht an seinem Ohr. „Ich gehe. So oder so.“ „Im Krieg kannst du aber auch sterben“, sagte Ferdinand. „Und Sterben ist nicht witzig.“ „Sterben? Sterben ist so ungefähr das Letzte, was ich tun werde“, rief August und lachte.

Aufbruchstimmung, Volksfeststimmung. Am 28. Juni 1914 schießt einer auf den Erzherzog. In einer Stadt, von der Max, die vielleicht tragischste Person des Romans, nicht einmal weiß, dass es sie gibt und wo sie liegt. Die Stimmung ist explosiv, und das Attentat lässt die ohnehin hochgerüsteten Staaten auf Konfrontation zusteuern. Und bald wird die lokale Auseinandersetzung zum Weltkrieg, dem ersten in der Geschichte der Menschheit: Bulgarien an der Seite Deutschland-Österreichs, Italien, Rumänien, Japan, Portugal, Griechenland und schließlich die USA an der Seite der Entente. So lernen wir es aus dem Geschichtsbuch, wenn wir es denn überhaupt noch lernen. Trockene Fakten über ein Ereignis, das uns nicht mehr berührt als all die anderen Kriege, die die Menschheit geführt hat und führt und führen wird, denn dieser Krieg ist weit weg, räumlich und zeitlich.

Ist er das? Nicht, wenn man dieses Buch gelesen hat. Dann ist man mitten drin in dem Geschehen, denn da agieren vor allem junge Menschen wie die heutigen Leser, und das Leben liegt da noch verheißungsvoll vor ihnen: Ferdinand Frenzel, 17, aus dem Arbeiterviertel in Leipzig; August, sein Freund; Max Quinte aus vermögendem Haus, Absolvent einer preußischen Kadettenschule, der unbekümmert und sorglos als Fähnrich aus Berlin an die Westfront fährt. Ferdinand zieht mit einem Fotoapparat und einer ledernen Kuriertasche als Glücksbringer in den Krieg.

> „Ich geb dir die Tasche. Nimm sie mit nach Frankreich. Wenn du sie trägst, passiert dir nichts. Und wenn du an die Front kommst, bist du mutig. Du wirst es erleben. Du hast einen Vorrat an Mut.“

Eine Zeitlang scheint es, als bewahrheiteten sich die Worte des Kriegsveteranen Otto Pachulke. Ferdinand wird aus der behüteten Kindheit und Jugend auf den Kriegsschauplatz

geworfen, um ihn herum sterben schnell die Soldaten, Feinde wie Freunde. Seine Tasche beschützt ihn. Aber das, was der Krieg ist, was ihn da vier Jahre lang erwartet, kann er sich trotzdem noch nicht vorstellen. Bald wird Ferdinand einem Bataillon zugeteilt, das Schützengräben schaufelt, und der Krieg beginnt sich in den Gräben abzuspielen. Hautnah erlebt ihn Ferdinand, die Entbehrungen, die Kämpfe, die Qualen der Verwundeten, die um den Tod flehen, weil sie nicht weiterzuleben wissen mit dem Schmerz. Und er erlebt das Abstumpfen gegenüber dem Leid, das Gleichgültigwerden gegenüber dem Tod. Und Ferdinand beginnt zu dokumentieren, in einem geheimen Tagebuch, mit geheimen Fotografien, die er macht, alles in der Tasche verborgen.

Und dann ist da besagter Max Quinte, selbstbewusst in seiner Position, weil der Vater seinen Sohn nun endlich interessant findet und stolz auf ihn ist. Der Krieg fasziniert Max, und weil er ehrgeizig ist, lässt er sich von Feldwebel Pfals auf dessen Seite ziehen – Pfals, der Menschen jagt, Feinde und Verräter; Pfals, der sich rührend um seine eigenen Leute kümmert. Max vertraut ihm. Bis zu dem Tag, an dem Max auf Pfals' Geheiß einen Mann erschießt und dessen Tasche an sich nimmt und erkennen muss, dass es nicht der Feind war, den er getötet hat…

Soweit in groben Zügen die Geschichte, die auf dem Schlachtfeld tobt, aber drum herum weben sich ganz andere Schicksale, vor allem die der Sophie, die bei Max' Eltern aufgewachsen ist und sich rührend um Max kümmert, als dieser restlos verstört nach Hause kommt, tobend, schreiend, apathisch, verwirrt – ein Kriegsverrückter. Und bald merkt Sophie, dass sich alles um eines dreht: die Tasche, die Max versteckt hat und die er nicht hergeben will.

> „Hier geht es um die Wahrheit. Darum, wie dieser Krieg wirklich ist. Die veröffentlichten Bilder, die lügen. Die Zensur verhindert, dass die Wahrheit bekannt wird. Wir müssen sie ans Licht bringen, sie aussprechen […] Stattdessen veröffentlicht man Bilder, die lügen. Die lügen sollen. Damit das Trugbild des tapferen, heldenhaften und unverwundbaren Soldaten in den Köpfen bleibt. Als ob einen sauberen Krieg gäbe. Nein, Krieg ist abgrundtief unmoralisch und das muss ausgesprochen werden!"

100 Jahre später hat Elisabeth Zöller zusammen mit Maja Nielsen die Ausstellung Zwischen Schützengraben und Bond Street. Der Erste Weltkrieg in Deutscher und Britischer Literatur eröffnet und aus der Geschichte um die braune Ledertasche gelesen, hinter der sich die Realität eines menschenverachtenden Krieges auftut: Der Krieg, ein Menschenfresser.

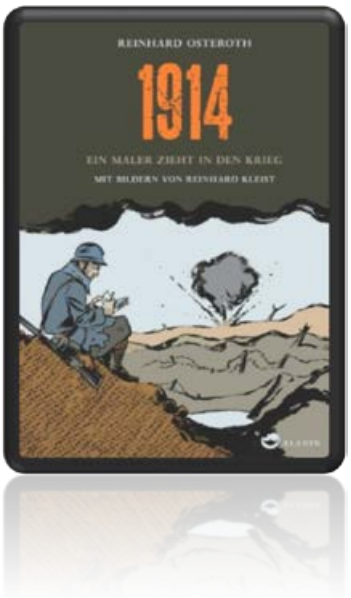
57 Kapitel, eine nicht betitelte Szene zu Beginn, ein Epilog – August 1914 bis März 1919. Vier Zeitabschnitte gliedern die Handlung: (1) Leipzig, August 1914 Bis ans Ende der Welt (Kap. 1–12); (2) Niemandsland, 1914–1916 Der Krieg ist anders als gedacht… (Kap. 13–28); (3) Schützengräben, Westfront, 1917–1918 Als gäbe es kein Morgen (Kap. 29–37); (4) Berlin, 1918–1919 Heimkehr (Kap. 38–57). Eine sich anschließende Zeittafel erläutert die wichtigsten Stationen des Krieges, informiert zum Zeitgeschehen; da die zeitliche Einteilung der Kapitel eine Zuordnung erlaubt, ist gezieltes Nachschlagen möglich. Begriffe, die die Zeit prägten und heute nicht unbedingt mehr allen verständlich sind, im Text in Fettdruck hervorgehoben, sind in einem fast siebenseitigen Glossar erläutert.

Ich musste nach der Lektüre des Buches erst ein paar Tage vergehen lassen, bis ich dazu schreiben konnte. Die Eindrücke verarbeiten, das Elend abschütteln, das der Leser hautnah und emotional miterlebt. Die Reduzierung des Krieges auf einige wenige Personen in ihrem Umfeld macht das Buch so mitreißend: Zum einen liest es sich wie ein spannender Thriller, vor allem, als die beiden Schicksale der beiden Jungen Ferdinand und Max mit Beginn des neues Handlungsstranges in der Mitte des Buches auf eine Kreuzung hinlaufen und die braune Tasche verstärkt ins Spiel kommt, zum anderen, weil es von Menschen handelt und von ihren Sehnsüchten und Träumen, von ihren Hoffnungen und Erwartungen. Davon, dass sie verführt wurden und zum Scheitern ihres eigenen Lebens beitrugen und des Lebens derer, die keine Chance hatten, außen vor zu bleiben. Die persönlichen Kriegseindrücke dieser Menschen, einmal nicht aus dem Geschichtsbuch gelernt, versetzen uns Leser unmittelbar in die Zeit zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Der Epilog am Ende führt auf die nicht betitelte Eingangsszene zurück, die man nun erst versteht. Damit schließt sich der Kreis der Handlung, eröffnet aber zugleich mit dem Epilog die Möglichkeit der Diskussion: Der Leser muss Stellung beziehen, nachdenken, überlegen, Entscheidungen treffen, seine Werte selbst finden und formulieren. Unter einem engagierten Deutsch- oder Geschichtslehrer lassen sich die kriegstreibende Propaganda der Kaiserzeit ebenso wie die völkische Propaganda bald danach entlarven – und vielleicht sogar Tendenzen unserer eigenen Zeit erkennen.

„Wir müssen es öffentlich machen“, sagt der Vater von Ferdinand, als Sophie den Eltern endlich die Tasche überreichen kann. Es ist das Jahr 1919. „Wir müssen es öffentlich machen. Damit wir Menschen uns nie wieder in einen so verheerenden Krieg schicken lassen.“

Und 20 Jahre später — 1939 ? Und 2019? (avn)



Reinhard Osteroth

1914 – Ein Maler zieht in den Krieg

mit Bildern von Reinhard Kleist

Aladin 2014 X 112 Seiten X 19.90 X ab 14 X 978-3-8489-0078-7

Große Ereignisse fordern geradezu heraus, aus vielen Blickwinkeln betrachtet zu werden. An anderer Stelle in diesem Themenheft war schon von der früheren Bevorzugung der „offiziellen“ Sicht gerade bei Kriegen die Rede, wo man sich auf Feld- und Kriegsherren, Daten von Schlachten und Siegen und vielleicht noch Verlustzahlen konzentrierte. Dazu kommen inzwischen auch Berichte über die Erfahrungen sog. „einfacher Leute“, der Menschen also, die als Soldaten oder Zivilisten Akteure, Opfer, manchmal auch „Material“ der Pläne „von

oben“ wurden. Die Sicht „von unten“ kann dabei viel mehr über die tragischen Folgen militärischer Fantastereien für das Schicksal des Einzelnen aussagen.

Hier nun wird ein weiterer, interessanter Aspekt beleuchtet: Menschen, die ebenfalls „nur“ Teilnehmer an Kampf und Krieg waren, in Friedenszeiten aber eine gewisse Prominenz als Künstler, in diesem Falle als Maler besaßen. Heutzutage wird ein derartiger Status gerne als Promotion für medial begleitete Stippvisiten in Hunger-, Katastrophen- und Kriegsgebieten genutzt, mit mal mehr, mal weniger ehrenwertem Hintergrund. Hier ist das anders. Es geht um die ebenso alltäglichen wie tragischen Kriegserfahrungen der Künstlergruppe „Blauer Reiter“, um Wassily Kandinsky, Paul Klee, August Macke und vor allem um Franz Marc.

Sie alle sind auch heute noch berühmt wegen ihrer bahnbrechenden Malerei, die, bei aller Unterschiedlichkeit, vom Aufbruch aus den erstarrten Formen des 19. Jahrhunderts, von der Suche nach einer besseren Welt und ihrer Darstellung zeugt. Dazu waren diese Männer und ihre Familien miteinander befreundet, inspirierten und kritisierten sich untereinander, stritten wohl auch über Wege und Ziele ihres bürgerlichen und künstlerischen Lebens. Und nicht zuletzt, davon handelt dieses Buch, wurden auch sie, wie Millionen anderer Menschen, aufgesogen von der unersättlichen Bestie Krieg, waren Teilnehmer, Betroffene, Leidende, manchmal auch Faszinierte. Und keinen von ihnen ließ der Krieg unverändert – wenn er ihn überlebte.

Osteroth schildert die großen allgemeinen Vorgänge wie die persönlichen Erlebnisse getrennt voneinander, aber in gleicher Stilistik. Es wird im Präsens berichtet, so als wäre man dabei, geschähe alles im gleichen Moment. Das lässt den zeitlichen Abstand von immerhin 100 Jahren zusammenschmelzen, erleichtert das Einfühlen und Nachempfinden, lässt alles direkter und realer erscheinen. Nur selten greift der Autor einmal voraus und lässt das Wissen aus der Rückschau einfließen, meist um die Sinnlosigkeit von Aktionen und Befehlen zu beleuchten. Einen großen Teil des Textes nehmen Ausschnitte aus Briefen, Karten und Tagebucheinträgen ein. In ihnen wird deutlich, was und wie die Protagonisten dachten und empfanden, wie sich ihre Sichtweise veränderte über die Monate des Kriegsgeschehens.

Auch das Ergebnis des Buches ist in zwei Linien zu fassen. Über weite Strecken ist es eine anschauliche und sehr eindringliche Biografie Franz Marcs und seiner Kollegen, schildert kunstgeschichtliche Landmarken aus dem Umfeld des „Blauen Reiters“ und geht dabei auch tief auf private Lebenslinien ein. Daneben mischt sich der große Überblick über die militärischen Vorgänge der ersten beiden Kriegsjahre mit Marcs persönlichen Erfahrungen, seinen Aufgaben und Lebensumständen im Einsatz an der lothringischen Front bis zum Kampf vor Verdun Anfang 1916.

Geschickt spannt sich dabei der Bogen vom Beginn des letzten Einsatzes Marcs, mit dem der Prolog des Buches beginnt, bis zum Ende eben dieses Einsatzes, der als Rahmen den eigentlichen Bericht umklammert und damit rundet. Danach folgt noch ein kurzer Streifzug durch die Zeit „danach“, die persönlichen Schicksale der Ehefrau und der Freunde sowie die „große“ Politik bis und nach dem Kriegsende, die für die Welt im Großen, aber auch für

die künstlerische Arbeit und Geltung der Porträtierten noch so tragische Auswirkungen zeitigte.

Nicht vergessen werden sollen die Bilder, die Reinhard Kleist beisteuert. Ihm gelingt etwas fast unmöglich Erscheinendes: Er verquickt in seinen gegenständlichen Darstellungen sowohl das geschilderte Kriegsgeschehen als auch eine Farbwirkung und -gestaltung, die an die „Blaue Reiter"-Künstler erinnert. Dieser Spagat zwischen geometrisch-abstrakter Technik der Künstlergruppe und den Erfordernissen der Buchillustration ist eigentlich fast nicht lösbar, hier darf er aber als gelungen betrachtet werden. Eine klitzekleine Kritik scheint mir dennoch angebracht. Einzelne Werke der Künstler spielen im Text eine tragende und wesentliche Rolle, diese Werke im Anhang abzubilden wäre eine sinnvolle Ergänzung gewesen. Vielleicht standen dem aber rechtliche Hindernisse entgegen. Im Zeitalter des Internets lässt sich dieses Manko aber einfach ausgleichen. Daher ein Lob für die interessante und gelungene Blickerweiterung zum großen Thema 2014. (bh)

Maja Nielsen

Feldpost für Pauline

Gerstenberg 2013 X 96 Seiten X 9,95 X ab 14X 978-3-8369-5775-5

Als Pauline Lichtenberg, 14 Jahre alt, eines Tages aus der Schule nach Hause kommt, gibt es einen kleinen Menschenauflauf vor ihrer Haustür. Was ist geschehen? Die Post war da. Nichts Außergewöhnliches, denkt man, aber diesmal doch. Ein Brief ist angekommen an Pauline Lichtenberg, aber fast 100 Jahre lang war er unterwegs, hat er sein Dasein irgendwo gefristet, bis er wiedergefunden und einfach abgeschickt wurde. Nur: Pauline Lichtenberg ist nicht die Pauline Lichtenberg von heute. Trotzdem ist es die Namensgleichheit, die Pauline neugierig macht.

Es wird eine Reise in die Vergangenheit, nachdem Pauline es erst einmal gewagt hat, den Brief zu öffnen, den wunderbaren Liebesbrief eines unbekannten Wilhelm an seine Pauline, Feldpost aus dem Schützengraben in Verdun an seine Verlobte: Der Erste Weltkrieg tobt. Zum Glück gibt es noch Paulines Großmutter, die zwar im Altenheim lebt, aber geistig topfit ist. Zusammen mit ihrer Enkelin begibt sie sich auf Spurensuche, um das Geheimnis des Briefes zu ergründen.

Vor Pauline und dem Leser entsteht so Schritt für Schritt in verkraftbaren Portionen das Bild einer großen Liebe in einer schrecklichen Zeit. Die Großmutter weiß andere Dokumente hinzuzufügen, Briefe, Tagebücher, Bilder, die das vergangene Geschehen erschreckend lebendig werden lassen. Beide, Pauline und Leser, bleiben fassungslos zurück, fassungslos wegen des unvorstellbaren Elends des Krieges, angerührt von der Liebe der beiden

jungen Leute. Das sinnlose Sterben der Soldaten, ihre Hilflosigkeit angesichts all des Leids, das sie miterleben müssen, die entsetzlichen Verwundungen — als das aufwühlend darzustellen gelingt Maja Nielsen in ihrer nichts beschönigenden Sprache, die den Leser mitten hineinträgt in das Elend des Ersten Weltkriegs und die emotionalen Nöte der Menschen, die damals nicht anders waren als sie heute sind.

Für Pauline ist es zugleich eine Reise zu sich selbst. Erschüttert muss sie feststellen, dass die Parallelen zwischen den Ereignissen damals und ihrem Leben größer sind als erwartet. Hat dieser Wilhelm doch seine Pauline bezaubert und gewonnen durch sein Cellospiel — ausgerechnet Cello, wie auch Pauline es 100 Jahre später spielt, mit einer gewissen Meisterschaft, und auch bei ihr ist die zarte Beziehung zu ihrem Freund davon betroffen, und so wie damals das Cellospiel Wilhelm das Leben rettet, so rettet es eben diese heutige Beziehung … (avn)

John Boyne

So fern wie nah

a.d. Englischen von Brigitte Jakobeit & Martina Tichy

Fischer KJB 2014 X 256 Seiten X 12.99 X ab 12 X 978-3-596-85650-3

Das hat mich (und viele andere sicher auch!) schon in der Schule gestört: Dass Geschichte sich meist nur mit den Dingen beschäftigt, die uns eigentlich recht fern sind, selbst wenn sie uns treffen: Jahreszahlen, Schlachten, Kriege, Könige und Präsidenten, ganze Länder und Armeen, dazu vielleicht Siege und Katastrophen der Wirtschafts- und Finanzwelt. Ist das unser Alltag? Können wir aus diesen globalen Blickwinkeln Lehren ziehen und unser eigenes Verhalten ändern? Gibt es da nichts, was uns näher ist? Doch, gibt es.

Denn hinter diesen großen, anonymen Vorgängen, Entscheidungen und Ereignissen stecken doch immer auch Menschen, und betroffen sind sowieso meist in erster Linie gerade die „normalen“ Menschen, Menschen wie du und ich, sie müssen ausbaden, was am Schreibtisch oder im Planungsstab ersonnen, beschlossen und befohlen wird. Nur berichtet davon die Geschichtsschreibung eher selten, beginnt sich die historische Wissenschaft und Forschung erst allmählich dafür zu interessieren. Dabei ist das Schicksal des Einzelnen viel wichtiger und bedeutungsvoller als das „große Ganze“, denn es ist konkret und direkt fassbar und nicht nur eine Gedankenspielerei. Nah statt fern.

So hat John Boyne den Titel seines neuen Buches sicher nicht in erster Linie gemeint, obwohl auch davon etwas mitschwingt. Es ist die Geschichte des Alfie Summerfield, der mit seiner Familie in London lebt und am Tag des britischen Kriegseintritts, am 28. Juli 1914,

seinen 5. Geburtstag feiert. Er wird diesen Geburtstag niemals vergessen, denn sein ganzes Leben verändert sich mit einem Schlag: Sein Vater meldet sich freiwillig zum Militär, in der Folge werden seine tschechisch-stämmigen Freunde in die Internierung deportiert, seine Mutter muss irgendwie für den Lebensunterhalt der Restfamilie sorgen, und Alfie selbst wird in den Kriegsjahren gezwungenermaßen schnell ins Erwachsenenleben katapultiert.

Was hatte er zuvor für eine angenehme Zeit! Alle kümmerten sich liebevoll um ihn, ungewöhnlich wenig autoritär für die Zeit um die Jahrhundertwende, die Familie war zwar alles andere als reich, aber sie hatte ein Häuschen und ihr Auskommen. Und in ihrer Straße waren alle miteinander befreundet und vertrugen sich bestens. Plötzlich ist alles anders. Die ersten Männer fallen im Krieg, ein Kriegsdienstverweigerer muss ins Gefängnis und wird von allen nur noch verachtet, Neid, Missgunst und nervöses Misstrauen beherrschen die Szene. Wir erfahren von all dem nur aus der Sicht des Jungen, der alles registriert, aber vieles nicht versteht, der sich Sorgen und Gedanken macht, vor allem als sein Vater plötzlich keine Briefe mehr schickt von der Front in Frankreich. Ist er etwa gefallen und tot? Ist er nicht, doch ist das Ergebnis wirklich besser? Und was kann er tun, um die Dinge wieder „ins Lot“ zu bringen?

Um das zu erfahren, müssen wir das Buch lesen – und es lohnt sich wahrhaftig! Boyne findet auch dieses Mal wieder die richtigen Details, die passenden Worte, den angemessenen Ton, um uns auf jeder Seite mit Alfie bangen, hoffen und leiden lassen, denn all das macht der Krieg mit den Menschen, ob sie die Dinge nun verstehen oder nicht. Vier Jahre dauert der Weltkrieg, das wissen wir, aber Alfie weiß es nicht, er wird neun Jahre alt sein, bis die Kämpfe vorüber sind. Und bis die Folgen überstanden sind? Das weiß der Himmel, hoffentlich.

Wir wissen am Ende jedenfalls weitaus intensiver als von jeder Datensammlung, was der Krieg bedeutete, was er in und mit den Menschen anrichtete, die ihn manchmal anfangs noch als heroische Bewährungsprobe mit raschem Ende „noch vor Weihnachten“ begrüßten. Und Boyne gelingt es, uns zwischendurch vergessen zu lassen, dass es sich um den Krieg vor hundert Jahren handelt. Er bleibt bei vielem so zeitlos, dass wir ahnen: So war es immer schon bei Kriegen, so wird es auch immer sein, auch heute noch. Und ohne es auszusprechen liefert er ein flammendes Plädoyer gegen jeden Krieg und für ein friedliches Zusammenleben.

Dieses Buch ist so eindringlich wie unaufdringlich, viele Stellen sind so schön, dass es beim Lesen weh tut. Wie immer bei Boyne: Seine Kunst ist die Zurücknahme, großes Gefühl ohne große Worte, Kraftfutter für das Kopfkino. Und, um den Titel noch einmal zu „missbrauchen“: Niemand ist so fern, dass uns sein Schicksal nicht nahe gehen sollte, und was uns anscheinend ganz fern liegt, kann uns morgen schon allzu nah sein. Wir haben es in der Hand. Danke, John Boyne! (bh)

Herbert Günther

Zeit der großen Worte

Gerstenberg 2014 X 272 Seiten X 14,95 X ab 14 X 978-3-8369-5757-1

Auf dem Cover eine Litfaßsäule, angeschlagen daran die Bekanntmachung vom 1. August 1914: Mobilmachung des deutschen Heeres und der Flotte. Davor ein Junge mit seinem Fahrrad in Arbeitskleidung, Botenjunge des elterlichen Lebensmittelgeschäfts in der Kleinstadt, in der sie seit 2 Jahren leben: Paul, gerade 15 Jahre alt und damit zu jung, sich wie Vater und der große Bruder Max freiwillig für Krieg und Kampf fürs Vaterland zu melden. Es ist Sommer, und spätestens zu Weihnachten, da sind sie zweifellos wieder da; der Feind geschlagen, sie im Triumph und berauschenden Glücksgefühl, die Heimat verteidigt und Rache genommen zu haben. Paul beneidet Vater und Bruder! Was für ein Heldenschicksal gegenüber seinem kleinbürgerlichen Leben!

Da bleibt nichts, als aufschreiben, wie es war. Aber Paul schreibt nicht zeitgleich, Paul schreibt nach dem Krieg, aus der Retrospektive und daher darf man auch das Unbehagen spüren, das ihn bald überkommt, auch wenn er zunächst alle beneidet, die in den Krieg ziehen, und sei es nur, dass sie die mehr und mehr gefühlte Enge der Kleinstadt verlassen dürfen und Dinge erleben, die ihrem Leben eine ganz andere Dimension geben werden.

Herbert Günther erzählt auf seine ganz eigene Weise. Die Sätze einfach, oft kurz, prägnant, treffend, präzis. Es ist die scheinbare Diskrepanz zwischen der einfachen Erzählweise und der Dramatik der Ereignisse, die so in den Bann zieht. Selbst der erwachsene Leser ist schnell drin im Geschehen, um wie viel mehr dann der junge Leser, für den dieses Buch vielleicht die erste Begegnung mit dem ersten globalen Krieg ist, von dem er, wenn er Glück hat, wenigstens die Jahreszahlen weiß. Es ist überzeugend, wie man dem Krieg begegnet, und viele Leser werden es so durchleben, wie Paul und die anderen das echte Geschehen erlebt haben: fasziniert und euphorisch, getrieben von Abenteuerlust, getragen von der Begeisterung, heldisch verbrämt, dann mehr und mehr nachdenklich, grüblerisch, sich mit dem Ideengut, der Gewalt auseinandersetzend, den Sinn des/eines Krieges hinterfragend, ernüchtert, desillusioniert, schockiert, erregt, erschüttert. Die Zeit der großen Worte wird zu einer Zeit des aufgewühlten und bestürzten Schweigens, weil die Worte fehlen, das Grauen zu verbalisieren.

Fakten und Details, in dem Maße, wie sie verkraftbar sind, finden sich erzählerisch fein eingewoben durch das ganze Buch, zum konkreten Nachlesen der Fakten gibt es einen ausgezeichneten Anhang samt einer Zeittafel und einem Glossar.

Es fällt leicht, sich mit Paul zu identifizieren, die Dinge in seiner Sicht zu sehen. Er hat das Alter des Lesers, auf den die Erzählung zielt, und er hat trotz seiner Begeisterung eine

gesunde Distanz zum Krieg mit seiner Propaganda und Agitation, viel stärker als sein Vater und sein Bruder Max sie hatten. Paul als das „Nesthäkchen“ ist geprägt von den Frauen der Familie: von seiner Mutter, die nicht nur um das Geschäft fürchtet, sondern um Mann und Sohn, von Luise, der Freundin von Max, einer großartigen Frauengestalt der Zeit, von Helene, der Buchhändlerin, die in ihn die Liebe zu Büchern legt, sein eigenes Denken fördert und bald eine ganz zentrale Rolle nicht nur in seinem Leben spielen wird; von Ida, dem Dienstmädchen der Familie, die ebenfalls bald etwas anderes für ihn sein wird.

Es ist eine meisterhafte Darstellung. Das persönliche Schicksal der Familie, vor allem Pauls, das stellvertretend für Hunderttausende, ja Millionen andere steht, wird mit den Händen ebenso greifbar wie die Atmosphäre, vergiftet von Propaganda und Menschenverachtung.

Zeit der großen Worte ist eine Familiengeschichte, aber auch die Geschichte einer Zeit, die Geschichte eines Landes, die Geschichte einer ganzen Generation und darüber hinaus. Eindringlich verbindet sich mit dem politisch-militärischen Geschehen nicht nur die Frage nach der Zukunft des Landes, sondern auch nach der Zukunft des Jungen Paul. Die Geschichte einer Familie zeigt besser als es jedes Geschichtsbuch könnte die Auswirkungen eines Krieges auf die ganz persönlichen Geschicke, denen Menschen heute, mal gerade 100 Jahre später, nicht weniger ausgeliefert sind als damals. Und man muss Paul und die anderen nicht bedauern, wenn man heute die Augen verschließt von den Folgen anderer Kriege. Kriege sehen heute anders aus, aber die Menschen darin sind die gleichen mit ihren Hoffnungen und Sehnsüchten und Enttäuschungen, mit ihren Ängsten und Verzweiflung.

Herbert Günther ist ein eindringliches, in weiten Teilen bedrückendes Porträt einer Zeit in ihrem Alltag gelungen; kein Schlachtengetöse, keine Kämpfe – die erlebt man nur in den verheerenden Folgen und Auswirkungen auf die Nerven der heimkehrenden Soldaten, in Briefen, in Gesprächen während der wenigen Heimaturlaube. Zugleich ist es ein höchst geglückter Adoleszenzroman, der heute nicht weniger Gültigkeit hat als damals. (avn)

Wolfgang Schüler

Sherlock Holmes und die Schwarze Hand

KBV 2014 X 240 Seiten X 9.50 X ab 12 X 978-3-95441-159-7

Was soll ein „Sherlock-Holmes-Roman“ eigentlich in einem Themenheft zum Ersten Weltkrieg? Das passt doch weder zeitlich noch stilistisch – so meint man zumindest auf den ersten Blick. Und die „Schwarze Hand“ klingt zunächst auch mehr nach Krimi oder Western als nach thematischem Zusammenhang. Wie gesagt: Alles unter der Prämisse „zunächst“. Denn bei genauerem Hinsehen stellt man fest, dass es genau um das seinerzeit kriegsauslösende Attentat auf den

österreichischen Thronfolger in Sarajevo geht und die „Schwarze Hand“ die serbische Untergrundorganisation war, die den Anschlag initiierte. Trotzdem bleibt die Kombination erst einmal gewöhnungsbedürftig.

Dabei hat das Buch a priori schon einmal einen großen Vorzug: Es bietet praktisch zwei Geschichten zum Preis von einer. Auf der einen Seite wird die Vorgeschichte des Hauptattentäters Gavrilo Princip von der Kindheit über die Gymnasialzeit bis zum bosnisch-serbischen Freiheitskämpfer erzählt, eine Spanne von den Jahren 1903/1904 bis Juni 1914, als die Schüsse fielen. Auf der anderen Seite läuft eine zunächst fast selbstständige Sherlock-Holmes-Geschichte ab, die von April bis Juli 1914 reicht und aus der Sicht des reportierenden Dr. Watson die Geschehnisse schildert, die zur Reaktivierung des gealterten Detektivpaares führen und dem – gescheiterten – Versuch der Verhinderung des Anschlags zustreben. Lange Zeit ist unklar, wie und wo die beiden Handlungsstränge aufeinandertreffen, was gleichermaßen frustrierend wie spannungserhöhend wirkt.

Doch die beiden Teile der Geschichte steuern nicht nur unterschiedliche Ziele an, sie wirken auch stilistisch ganz unterschiedlich. Ist die Princip-Geschichte eher biografisch und historisch möglichst korrekt angelegt, mischen sich im Holmes-Teil bekannte Versatzstücke eines Kriminalromans mit ausufernder Fantasie, ist doch dieser Teil klarerweise rein fiktiv und, wie mir scheint, auch eher Mittel zum Zweck, der trockeneren Historie appetitanregende Zusätze beizumengen. Das gelingt nur zum Teil, allzu groß ist die Diskrepanz beider Linien, allzu sehr muss der Leser manchmal weite Sprünge machen, um dem Zusammenhang auf die Spur zu kommen.

Dabei ist der Biografieteil mit seinen Begleithandlungen durchaus nicht reizlos, hält sich nach meinem Eindruck auch recht eng an die historischen Fakten und informiert daher knapp, aber gut über den Weg bis zum Mordfanal. Schön ist auch die das Buch beschließende Fortführung der Schicksale der namentlich bekannten Attentäter, die von Hinrichtung 1915 bis zu friedlichem Tod 1990 reichen. Das ist eigentlich interessanter als zwei älteren Herren im Ruhestand bei manchmal etwas hilflosen Versuchen der Aufklärung und Umsteuerung der Geschichte zuzusehen, bei der von vornherein klar ist, dass beides nicht wirklich funktionieren kann. Das Ende ist ja von Anfang an bekannt, die Spannung also ebenso groß wie bei der Verfilmung der „Titanic“. Dennoch ist das Ganze ein ehrenwerter Versuch, den Hintergründen, der Vorgeschichte der Jahrhundertkatastrophe Erster Weltkrieg ein zusätzliches Publikum zu erschließen, das sich sonst vielleicht wenig dafür interessierte. Im angelsächsischen Sprachraum nennt sich so etwas „Infotainment“ – und das Publikum hierfür wird hier wie dort eher mehr. Das mag die „reine Lehre“ nicht gut finden, aber es ist, noch einmal, ein ehrenwerter Versuch. Wer mehr und tiefergehendes wissen will, hat zahllose andere Gelegenheiten dazu, dieses Themenheft schlägt ja verschiedenes vor. (bh)

Jürgen Seidel

Der Krieg und das Mädchen

cbj 2014 X 467 Seiten X 16,99 X ab 16 X 978-3-570-15763-3

Ein schwieriges Buch, das es dem Leser aber unendlich lohnt, wenn er es bis zu Ende gelesen hat. Schwierig, weil Jürgen Seidel eine Welt entfaltet, die erst 100 Jahre zurückliegt und uns doch fremd ist wie ein anderer Planet. Das ist das Faszinierende, aber das ist auch das, was vor allen jugendlichen Lesern den Einstieg und vor allem das Durchhalten erschwert.

Seidel, der mehrere Bücher über den Krieg und die Menschen darin geschrieben hat, ist es auch hier gelungen, in seiner schönen, anspruchsvollen Sprache die damalige Zeit zu erfassen; so liest sich der Roman dann eigentlich wie einer, der schon damals entstanden ist, wirkt (bewusst und positiv) antiquiert, da er die Weltanschauung zu übernehmen scheint, nicht wertet, nicht beurteilt aus heutiger Sicht, das Wissen um das Ende nicht einfließen lässt. So ist das offene Ende aus heutiger Sicht gar nicht offen, und der Leser weiß, wie die Geschichte ausgegangen sein muss. Aber das Ende bewegt zum Nachdenken, zum Hinterfragen, zum Weiterdenken. Für die vielleicht fehlenden Fakten ist das Nachwort, „Zeittafel und Bilanz der Erstes Weltkriegs“ hilfreich und nützlich.

Berlin im August 1914; das Attentat hat stattgefunden und Krieg liegt in der Luft. Doch nicht alle empfinden das als Bedrohung, vielmehr teilt vor allem die Jugend die Kriegsbegeisterung, verführt von den Eltern und Lehrern. Schon da weiß der Leser mehr, weiß er, dass mancher aus dem Kreis der Schüler nicht zurückkehren wird. Ehre und Ruhm, fürs Vaterland zu kämpfen, fordern ihren Preis.

Aber zunächst ist Aufbruchstimmung. Zusammen mit ein paar wenigen anderen Gymnasiasten haben Fritz und Mila, seit Urzeiten miteinander befreundet, den Kreis der „Somnambulen“ gegründet; ein Club, der längst nicht jedem offen steht und in dem sie ihre Ideale und Ziele und den Begriff der Entscheidungsfreiheit diskutieren:

> „Ich habe einmal diese Entscheidung gefällt, weißt du? Jeder muss diese Wahl für sich treffen: Gehe ich den Weg der Erwachsenen und Eltern, oder leiste ich Widerstand und finde einen, der mir besser erscheint?“

Aber mehr und mehr konzentriert sich die zunächst allgemeine Geschichte auf die Geschichte von Mila und Fritz, die eigentlich ein Paar sind. Mila, die allein mit ihrer Mutter lebt, da der Vater, ein Franzose, gestorben ist, und Fritz, der hinter seiner nach außen demonstrierten Liebe zu Mila etwas ganz anderes verbirgt. Während Mila hofft, dass Fritz sich ihr endlich eindeutig annähert, ist dieser von schrecklichen Skrupeln befallen und hofft, dass der Krieg eine Lösung für ihn bringen wird, ihn ein für allemal heilen wird von seinen

krankhaften, ekeligen Vorstellungen. Immer deutlicher wird ihm, dass er sich zwar zu Mila hingezogen fühlt, dass seine heiße, „schmutzige“ Liebe aber einem Freund gilt, dem er sich nicht zu offenbaren wagt. Homosexualität, ein damals nicht diskutierbares Thema.

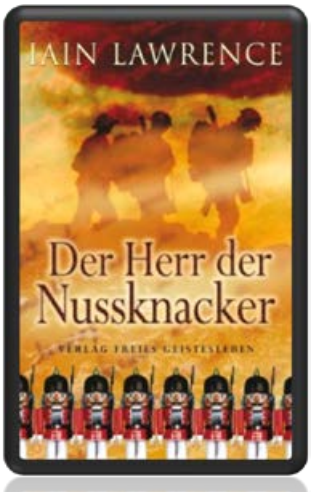
Die gesamte Lage eskaliert, als die Gymnasiasten mit ihrem streng national gesonnenen Lehrer zusammen einige Tage an einen See außerhalb von Berlin fahren. Mila beschließt, Fritz dort zu besuchen, und trifft auf ihrer Fahrt im Zug auf die junge und reiche Sheena, die für die damalige Zeit ganz revolutionäre Ideen hat: Sie will sich nicht dem Verlobten anpassen, nicht in das Bild pressen lassen, das er und seine Familie sich von ihr machen, vielmehr demonstriert sie ihre moderne pazifistische Sicht. Sheena erscheint Mila als Vorbild, als eine junge Frau, die versucht, ihre Ideen und Vorstellungen zu leben. Das Gespräch im Zug wird Mila fürs Leben prägen – und in Gefahr bringen, Denn pazifistisch sein heißt sich des Verbrechens des Hochverrats schuldig zu machen, schon gar, wenn der eigene Vater Franzose war... Als Mila dann am See auf Fritz trifft, nimmt das Unheil seinen Lauf, denn der Lehrer stellt sie zur Rede – und ist wenig später tot...

Natürlich ist es ein Kriegsbuch, aber darüber hinaus so viel mehr: ein Buch über das Erwachsenwerden mit allen Problemen, die damals die gleichen waren wie heute. Trotz des an sich dramatischen Geschehens ist es ein „ruhiges“ Buch, das von den langen und quälenden Selbstreflexionen der jungen Leute lebt, die in diesem Maße heute nicht mehr nachvollziehbar oder zumindest in der Literatur ungewohnt zu lesen sind. In manchen Passagen habe ich nicht nur die Welt eines Theodor Fontane wiedergefunden („Effie Briest“ wird nicht umsonst genannt), sondern auch seiner Sprache in ihrer Ausführlichkeit und Liebe zum beschreibenden Detail.

Es sind viele Themen, die direkt und indirekt zur Sprache kommen, vor allem und immer wieder das Erziehungssystem in der damaligen Gesellschaft, von dem die Lehrer Zeugnis geben:

> „Sie wollen das Liederliche zur Kunst erheben wie diese vaterlandslosen Lumpen in Paris und Wien... Stehen Sie gerade, Klaff! Sie fallen ja gleich vornüber. Ist Ihr Hirn so schwer, dass es sie zur Erde zieht? Dabei ist doch überhaupt nichts drin, Herrgott noch mal!“

Erziehung, Bildung und Schule, Etikette und Sitte der Kaiserzeit, die Stellung der Frau, die Ziele des Mannes und immer wieder der Gedanke der Freiheit als zentralem Thema des gesamten Romans – das grandiose Zeitbild einer Gesellschaft in nicht allzu weiter Vergangenheit. (avn)



Iain Lawrence

Der Herr der Nussknacker

a.d. Englischen von Christoph Renfer

Freies Geistesleben 2004 X 224 Seiten X 10,00 X ab 11 X
978-3-7725-2246-8

Das war schon immer eines der liebsten Jungenspielzeuge: Eigene Soldaten, mit denen man Kriege, Kämpfe und Schlachten nachspielen kann. Heute geht das zwar eher virtuell auf dem Monitor, aber eigentlich hat sich nichts geändert. Johnny, die Hauptperson dieses wieder aufgelegten Buches, ist da keinen Deut anders, doch seine Soldaten sind etwas ganz Besonderes. Schließlich ist sein Vater nicht nur ein Spielwarenhändler, sondern kann selbst wunderbar schnitzen, und so sind seine Spielzeugsoldaten auch nicht „von der Stange“, sondern handgearbeitete Nussknacker, die in Uniform und Helm ganz den Deutschen ähneln, die soeben Belgien überfallen haben – wir schreiben 1914 und der „Große Krieg“ hat gerade begonnen.

Und es ist wie wohl überall in diesen ersten Kriegstagen: Ein Großteil der Bevölkerung frönt einem überschwänglichen Hurra-Patriotismus und freut sich beinahe darauf, den bösen Feind innerhalb kürzester Frist zu besiegen. Dazu werden zunächst auch alle deutschstämmigen Mitbürger des Landes verwiesen – wir leben in London. Johnnys Vater ist für die freiwillige Meldung zum Militärdienst etwas zu klein, was er sehr bedauert, der Vater ebenso wie Johnny. Doch der Spätsommer verstreicht und der Krieg in Flandern entwickelt sich anders als gedacht. Nichts ist es mit einem schnellen Sieg und mit dem von allen Seiten geplanten Bewegungskrieg, die Truppen stecken in Grabenkämpfen fest, auch wenn der Kampf ein paar Meter hin und her tobt.

Da die Verluste höher sind als gedacht, werden die Musterungsbedingungen „angepasst“ und so „darf“ auch Johnnys Vater endlich seine Pflicht für das Vaterland tun und einrücken. Doch während er eine kurze Ausbildung durchläuft und dann an die Front kommt, verschärfen sich auch die Bedingungen in London, Zeppelinangriffe drohen und erste Bomben fallen. Aus Angst vor den Gefahren in der Hauptstadt wird Johnny zu seiner Tante aufs Land nach Cliffe geschickt, wo er auch die Schule besuchen muss. Johnny mag seine streng wirkende Tante nicht besonders, und noch weniger mag er die Schule und seine Mitschüler, die ihn als „Fremden“ ausgrenzen und schikanieren. Sein einziger Trost ist die mitgebrachte Spielzeugarmee, die er im Garten hinter dem Haus Kampfsituationen und Angriffe nachspielen lässt, von denen ihm sein Vater in vielen Briefen berichtet. Fast jedem Brief liegt auch ein neuer Holzsoldat bei, diesmal nach den britischen oder französischen Vorbildern geschnitzt.

Diese Briefe legen beredtes Zeugnis ab von der zunehmenden Gefahr, Verzweiflung und Mutlosigkeit, der die Soldaten im täglichen Grabenkampf unterliegen. Zwar bemüht sich Johnnys Vater Optimismus zu verbreiten, doch mehr und mehr spürt Johnny die wahren Gefühle hinter den Worten. Und so werden auch seine Gefechte immer erbitterter und realistischer. Bis ihm eines Tages auffällt, dass manche seiner Kampfsituationen wie eine Vorwegnahme der anschließenden Schilderungen in den Briefen sind. Können seine Holzsoldaten das echte Kriegsgeschehen beeinflussen? Die Erwachsenen halten die Idee Johnnys für Spinnerei, doch sein Eindruck wird noch stärker.

Die ganze Geschichte dieses Buches soll hier ja nicht berichtet werden, doch es ist verblüffend, wie die scheinbar kindlich und anfangs harmlos erzählte Handlung den Leser in ihren Bann zieht, um ihn bis zum Schluss nicht mehr loszulassen. Dabei mischen sich die noch recht kindlichen Regungen Johnnys mit den Sorgen und Beschwichtigungsversuchen seiner erwachsenen Umgebung und vor allem mit den fast schmerzhaft realistischen Briefen des Vaters, die das – echte – Kriegsgeschehen dieser Wochen und Monate getreu widerspiegeln, und dazu seine nur mühsam verheimlichten Ängste, die Kämpfe vielleicht nicht zu überleben, zumindest aber nicht nur (wie gedacht) bis Weihnachten getrennt von seiner Familie bleiben zu müssen.

Den einzigen fest erscheinenden Halt findet Johnny ausgerechnet in seinem Lehrer Mr Tuttle, der ihn besonders ins Herz geschlossen hat, nicht wissend, dass Johnny ihm einen bösen Streich gespielt hat. Zufällig (?) ist der augenblickliche Lernstoff gerade die Homersche Ilias, und Mr Tuttle entwickelt anhand dieses Werkes tiefschürfende Parallelen und Erklärungen zu den Verwicklungen und Nöten, die jeder Krieg vor allem den einfachen Leuten beschert, die von ihren jeweiligen Befehlshabern ähnlich wie von den griechischen Göttern als Spielfiguren auf dem Feld verschoben werden. Und auch der Leser gewinnt aus dem literarischen Beispiel ganz überraschende Erkenntnisse, die etwaige heroische Vorstellungen von Heldenmut und -tod absurd und sinnlos werden lassen.

So wird aus einem Kinderbuch rasch ein flammendes, durchdachtes und intuitiv wirkmächtiges Plädoyer gegen den Irrsinn militärischer Lösungen, aus begeistertem Heldspielen wird beklemmende Angst und Verzweiflung und aus einem Zeitenbild des Jahres 1914 entsteht ein überzeitliches Rufen nach Frieden – heute nicht weniger aktuell als damals. In einem ihrer Gespräche leuchtet das wie ein Memento zwischen Johnny und Mr Tuttle auf:

> „Wir werden immer besser in der Kunst der Kriegsführung. Kriege laufen heute wie Maschinen – immer schneller und reibungsloser.“ „Mir wäre es lieber, wenn wir besser würden in der Kunst, keine Kriege zu führen“, sagte ich.

Dem ist nichts hinzuzufügen. Welch ein erstaunliches Buch, es gibt sich klein und ist wahrhaft groß. (bh)

Ludwig Winder

Der Thronfolger

Zsolnay 2014 X 576 Seiten X 26,00 X ab 14 X 978-3-552-05673-2

Er kommt derzeit in jedem Feuilleton- und zeitgeschichtlichen Artikel vor, der die hundertste Wiederkehr des Ausbruchs des Ersten, des Großen Krieges, im Jahre 1914 zum Thema hat – aber er ist meist nur als passives Element in die Berichte eingebunden: Der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand, dessen Ermordung bei dem Attentat von Sarajevo, gemeinsam mit seiner Frau, der Auslöser all der schrecklichen weiteren Geschehnisse war. Da er selbst also nicht mehr an allem Folgenden beteiligt sein konnte, bleibt die ihm zugewiesene Rolle eher klein. Und doch stellt man sich öfters die Frage, ob er nur zufälliges Opfer eines auf Mord versessenen Nationalisten war, nur austauschbare Symbolfigur einer verhassten Fremdherrschaft, die bosnisch-serbischen Freiheitsidealen im Wege stand? Oder war er, zumindest in der Zeit vor dem Besuch in Sarajevo, auch aktiv Handelnder, mit welcher Zielrichtung auch immer? Schließlich: Was für ein Mensch war dieser als künftiger Habsburger Kaiser erwartete Erzherzog, wie kam es überhaupt zu seiner „Installation“ – und wie stand der amtierende Kaiser Franz Joseph und die Wiener Hofkamarilla zu ihm, und wie das einfache Volk? Viele Fragen, die meist wenig beachtet werden und die dennoch Interesse verdienen.

Bereits 1937 stellte Ludwig Winder diese Biografie des „Thronfolgers“ vor, vorsichtshalber in der Schweiz verlegt, da die Ausleuchtung des Hintergrundes Franz Ferdinands schon Kritik der Österreicher erwarten ließ, auch fast ein Vierteljahrhundert nach dem Tod des Porträtierten. Und richtig: Das Buch wurde prompt in Österreich verboten, die Sichtweise vertrug sich nicht mit dem Selbstverständnis des offiziellen, auf Wiederherstellung alter Herrlichkeit ausgerichteten Zeitgeistes („Austrofaschistisch“ nennt ihn in seinem Nachwort Ulrich Weinzierl). 1939 musste der Autor, gebürtiger jüdischer Südmähre, dann sogar nach Großbritannien fliehen, wo er 1946 starb. Sein Buch erlebte erst 1984 eine Wiederveröffentlichung in Ost-Berlin, auf dieser Ausgabe fußt das vorliegende Buch.

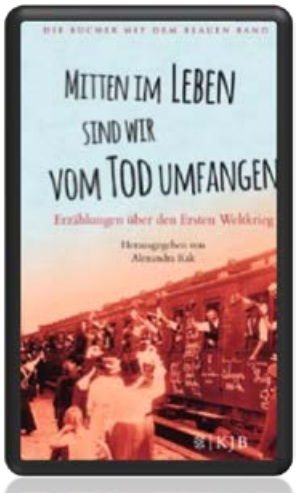
Es beginnt im zwölften Lebensjahr der Mutter Franz Ferdinands, der Prinzessin Maria Annunciata von Bourbon-Sizilien, die den Verlust des väterlichen Königreiches nie verwand und ihre Söhne um jeden Preis zu den größten und kämpferischsten Herrschern der Zeit machen wollte. Scheinbar ein unmögliches Verlangen für eine entthronte Prinzessin, doch die Hochzeit mit dem habsburgischen Kaiserbruder und der Zufall des vorzeitigen Todes voranstehender Thronerben brachten Franz Ferdinand in genau diese Position. Wie viele Zufälle und Fügungen überhaupt im Leben und der Vorgeschichte des Thronfolgers entscheidende Rollen spielten, ist gleichermaßen faszinierend wie erschreckend zu lesen.

Dabei ist diese „Biografie“ eigentlich nicht wirklich eine solche, sondern ein allerdings sehr sorgfältig recherchierter Roman, der aber erstaunlich eng an den historischen Realitäten bleibt und somit getrost als Biografie durchgehen kann. Das Objekt der Beschreibung erweist sich als sehr zwiespältige, durchaus nicht besonders sympathische Figur, die allerdings in scharfem Kontrast zu den Protagonisten des politischen und gesellschaftlichen Lebens in der Doppelmonarchie steht. Dämmert diese in einer fast typisch zu nennenden Gemütlichkeit und scheuklappenbewehrten Ahnungslosigkeit ihrem absehbaren Zerfall entgegen, so zeichnet sich Franz Ferdinand durch klare Erkenntnis der drohenden Gefahren und sogar brauchbare Ideen zu ihrer Abwehr aus – was ihn der „Nomenklatura“ verdächtig und verhasst macht.

Er kommt auch aus vielen Gründen nicht bis zu einer Verwirklichung seiner Pläne, nicht erst durch das Attentat, sondern auch durch sein trotziges und oft menschenfeindliches Verhalten, das zusammen mit anderen charakterlichen und auch gesundheitlichen Schwächen eine breite Akzeptanz beim Volk verhindert. Dabei ist er nicht ohne Qualitäten: Er nimmt größte Einschränkungen, Ansehensverlust und Ärger mit dem Kaiserhaus auf sich, um die – allerdings offiziell nicht standesgemäße – große Liebe seines Lebens zu heiraten, ist ein fast progressiv zu nennender Vater für seine Kinder, doch auf der anderen Seite schlagen Geiz, mangelnde Sensibilität im Umgang mit fremden Menschen und vor allem eine pathologische Tötungslust auf der Jagd zu Buche.

Winders großes Verdienst ist es, Ursachen, Hintergründe und Folgen dieser zerrissenen Persönlichkeit ohne vorgefasste Meinung auszuleuchten und zu hinterfragen, er beschönigt nichts, macht aber auch nicht mutwillig nieder. Er erweist sich als informierter Berichterstatter, der aber durch Einfühlungsvermögen und literarische Gewandtheit auch eine empathische Annäherung an sein Sujet ermöglicht und den ob seiner Menge sperrigen Stoff lesbar und nachvollziehbar macht. Dennoch ist allein die Materialfülle und der daraus resultierende Umfang des Buches sicher ein Hindernis für alle, die mehr an feuilletonistischer, Klatsch und Tratsch betonender Personenliteratur interessiert sind. Das ist nicht Winders Absicht, nicht sein Stil, aber auch nicht seine Stärke.

Daher wird die Zielgruppe wohl weniger im Bereich von Jugendlichen zu suchen sein, sondern mehr historisch ernsthaft Interessierte, die auch tiefer liegende Persönlichkeitsschichten ausloten wollen, umfassen. Gerade bei der Vielzahl historischer und auch pseudohistorischer Bücher zum Jahrestag ist eine solche Stimme aber gefragt und wertvoll – und Winders „Thronfolger“ auch ernst zu nehmen. Er liefert ein fundiertes Bild des bis zum Begräbnis (und bis heute!) missachteten Erzherzogs und gleichzeitig ein Zeitgemälde, das manche scheinbaren Ungereimtheiten der Abläufe bis 1914 erklärbarer und verständlicher macht. Und das ist allemal eine Wiederveröffentlichung wert! (bh)



Alexandra Rak (Hrsg.)

Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen

Fischer KJB 2014 X 317 Seiten X 16,99 X ab 14 X 978-3-596-85644-2

Einer der eindrucksvollsten Bände in der Fischer-Reihe „Die Bücher mit dem blauen Band“. 15 Erzählungen zum Ersten Weltkrieg hat die Herausgeberin Alexandra Rak hier zu einem geschlossenen wirkenden Ganzen zusammengefügt. Es sind wohl bekannte Namen vertreten wie Géraldine Elschner, Kirsten Boie, Alois Prinz, Paul Maar, Anja Tuckermann, Gudrun Pausewang, Martina Wildner oder Hermann Schulz, daneben auch unbekanntere, von denen ich noch nichts gelesen hatte. Aber alle ihre Erzählungen sind großartig. Vielleicht ist es das größte Verdienst dieser Sammlung, dass die Geschichten so unterschiedlich sind, von den vorkommenden Personen her wie auch von den Situationen, in denen sie sich befinden. Das gibt ein erstaunlich abgerundetes Bild.

Zunächst aber sollte man in dem Buch erst einmal in Ruhe blättern; es ist mit reichlichem Bildmaterial versehen und auch sonst hervorragend ausgestattet. Am unteren Seitenrand verlauft ein „Ticker“ mit aktuellen Nachrichten. Er beginnt am „+ + + 6. Oktober 1908: Österreich-Ungarn annektiert die Länder Bosnien und Herzegowina und das Osmanische Reich + + +“ und endet mit dem „+ + +10. August 1920: Die Siegermächte schließen den Vertrag von Sèvres, der Erste Weltkrieg ist damit offiziell beendet + + +“. Eine große Zeitspanne, die nicht nur den Krieg selbst, sondern auch vorausgehenden Ereignisse umfasst, die ihre Schatten warfen und schwelten, sowie Nachwirkungen, die bis in unsere heutige Zeit fassbar sind.

Jede Geschichte beginnt mit authentischem Bildmaterial, das dem Leser sofort erlaubt, sich in die Zeit zu versetzen: Feldpostkarten, Weihnachtskarten, original Zeitungsartikel, Passfotos (von Kafka!), Eintrittskarten, Briefe, Beileidsschreiben aus dem Kriegsministerium, Briefmarken, Fotos aus Gefangenenlagern, von Verwundetentransporten, Soldatenfriedhöfen, Landschaftsbilder. Das zeigt auch sehr schön, wie sich die Stimmung geändert hat: von Aufbruchsstimmung und Enthusiasmus über die Einsicht, dass der Tod Begleiter ist (aber immer noch romantisierend verklärt), zu den Friedhöfen, gleichsam als Fazit, nicht zum Heldengedenken, eher als Ort der Mahnung gegen Krieg und Gewalt.

Den Erzählungen selbst geht nicht um die historischen Ereignisse. vielmehr wollen die Geschichten menschliche Schicksale sichtbar machen, die im Grunde immer die gleichen sind, egal zu welcher Zeit die Ereignisse stattfinden.

Für mich war die vielleicht ergreifendste (wahre) Geschichte gleich die erste von Géraldine Elschner, „Der alte Schuh“.

Ein junger Mann steht kurz vor seiner Heirat und wird zum Militär eingezogen. Er verabschiedet sich von seiner Familie, seiner Liebsten und ahnt nicht, was ihn erwartet. Ihm gegenüber steht als Feind ein Familienvater. Beide werden eines Tages eine gemeinsame Enkeltochter haben.

Da gibt es Kriegsbegeisterte, die unbedingt kämpfen wollen, den jungen Mann, der sich als Kriegsdolmetscher ausbilden lässt, Kriegsgefangene, Mütter, die auf Söhne, Frauen, die auf ihre Männer warten, die Not leiden und hungern, frieren und einsam sind und am Leben zu zerbrechen drohen. Einzelschicksale, und gerade das bringt den Krieg so nahe in die Köpfe des Lesers. Um wie viel anschaulicher ist das Leid eines Einzelnen, einer Familie, einer Gruppe, als die bloße Zahl von 17 Millionen Toten, die eben eine Zahl bleiben, die beeindruckt und ebenso schnell vergessen ist.

Keiner der 15 Autoren und Autorinnen hat den Ersten Weltkrieg noch erlebt, nicht mal die Ältesten von ihnen, aber sie sind in ihren Familien damit in Berührung gekommen, so wie ich den Zweiten Weltkrieg aus den Erzählungen meiner Großeltern und Urgroßeltern kenne, wie ich die Bilder der Soldaten und ihrer Gräber gesehen, wie ich von Flucht und Vertreibung gehört habe. Und sie versetzen sich in die ältere Generation, schreiben, wie was erlebt wurde, und wenn sie es nicht wissen, dann erfinden sie es neu und es fügt sich großartig in das Bild.

Am Ende des Buches steht ein umfassendes Gemälde vom Beginn des 20. Jahrhunderts, mit allem Leid, das ein Krieg mit sich bringt. Und das gilt nicht nur für den Ersten und Zweiten Weltkrieg, das gilt auch für alle Kriege, die heute noch geführt werden. Beschämend! (avn)

Über den Feldern
Der Erste Weltkrieg in großen Erzählungen der Weltliteratur

Manesse 2014 X 783 Seiten X 29,95 X 978-3-7175-2340-6

Dieses vielleicht umfangreichste Buch soll den Abschluss unserer Erzählungen um den Ersten Weltkrieg bilden. Ein Buch, das durch seine stattliche Zahl von 70 Erzählungen ein grandioses Spektrum an Eindrücken und Wissen liefert, das aber den Leser auch geradezu erschlägt. Von Gewicht und Unhandlichkeit einmal abgesehen, habe ich das Buch immer wieder aus der Hand und auf Seite gelegt, weil es eigentlich mehr bietet, als man als Leser verkraften kann und mag. Eine gewisse Beschränkung hätte hier gut getan, obwohl ich zugebe, die Grenze zu ziehen wäre schwer gefallen. Andererseits fallen mir noch viele andere Namen ein, die man hätte nennen und auswählen können, etwa Erich Maria Remarque, um nur ein Beispiel zu nennen.

Schon die Banderole, die den Band umschließt, bietet in bunter Mischung eine eindrückliche Auswahl an ganz großen Namen: Robert Musil, Rudyard Kipling, Katherine Mansfield, Alexei Tolstoi, Alfred Döblin, Ernest Hemingway, Stefan Zweig, Virginia Woolf, Bertolt Brecht, Luigi Pirandello ... um nur gerade ein Zehntel der 70 versammelten ganz Großen zu nennen. Personen, die allesamt Zeitzeugen des Krieges waren, wenn auch nur sehr wenige von ihnen direkt im Einsatz an der Front. Ausführlicher lässt sich darüber nachlesen in den vielen Kurzbiografien, die der Herausgeber am Ende versammelt hat.

Diese fiktiven Geschichten sind die authentische Zeugnisse vom Großen Krieg; Geschichten, in denen es weniger um die Aufarbeitung von Fakten oder ihre Deutung geht – schließlich waren die Autoren mitten drin in der Zeit –, sondern fast immer allgemein um menschliche Schicksale, um menschliches Verhalten, menschliche Abgründe, manchmal auch menschliches Glück. Hinter ihnen schimmert aber nur manchmal die erbarmungslose, grausame und vernichtende Mentalität und Realität des Krieges durch.

Ein eindrucksvolles Nachwort des Herausgebers Horst Lauingers, das Welt- und Zeitbild zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr eindrucksvoll einfängt, wäre besser ein Vorwort gewesen, denn es vermittelt die Informationen nicht einfach wie ein Geschichtsbuch, sondern versucht aufzuzeigen, wie die hier versammelten Autoren den Krieg erlebt haben, welche Ereignisse ihres Lebens damit in Zusammenhang stehen, wie sie beeinflusst wurden – Themen, die aus ihren kurzen abgedruckten Geschichten nicht immer hervorgehen. „Unvermutete Hoffnungs- und Glücksmomente“, wie auf dem Cover zu lesen, lenken da manchmal den Blick des Lesers recht weit vom Krieg auf eben das allgemein Menschliche, das es natürlich (und Gott sei Dank) auch gegeben hat, das aber der „Berichterstattung“ des Krieges oftmals seine Schärfe und Prägnanz nimmt.

Eher durch Zufall habe ich auf der allerletzten Seite des Buches oben klein abgedruckt, wie verloren und unmotiviert dastehend, das Zitat aus dem Buch Ex Ponto von Ivo Andrić gefunden, das (ohne Hinweis drauf – und warum?) dem Buch seinen Titel gegeben hat:

Ich, der ich lebe,
belausche heute Nacht
einsam das Schweigen
über den Feldern.

Diese stiefmütterliche Behandlung überrascht, war der Erste Weltkrieg doch ein einschneidendes Ereignis im Leben des jugoslawischen Schriftstellers, der 45 Jahre später (1961) den Literaturnobelpreis erhalten sollte. Sie steht im Gegensatz zur sonstigen üppigen Ausstattung des Buches. In Ganzleinen gebunden, der untere Teil des Covers unter Verwendung einer Farbfotografie: ein endloses Feld mit rotem Mohn, schön und beängstigend zugleich, unwillkürlich an die blutgetränkten Felder des Krieges erinnernd, es greift Andrićs Zitat vom Schweigen über den Feldern auf; der gedruckte Titel des Buches wie durch ein Zielfernrohr gesehen, das den Feind anpeilt, ins Visier nimmt.

Eine Anthologie, die durch ihre Fülle beeindruckt und die man immer wieder zum Blättern und Lesen zur Hand nehmen kann, aber eher ein Zeugnis für große Weltliteratur als für eine wirklich tiefgehende literarische Auseinandersetzung mit dem Krieg als solchem. (avn)

Nach dem Krieg

Holger Afflerbach

Auf Messers Schneide

Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor

C.H. Beck 2018 · 664 Seiten · 29.95 · 978-3-406-71969-1

Als vor vier Jahren seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein Jahrhundert vergangen war, überrollte uns eine Flut von entsprechenden Sachbüchern, wie auch der erste Teil dieses Themenheftes zeigt. Und eigentlich dachte ich, es wäre damit allmählich und für längere Zeit alles gesagt. Doch wie wir alle wissen, dauerte dieser Krieg vier Jahre, und so hat in diesem Jahr das Kriegsende Jubiläum. Erstaunlicherweise gibt es erneut eine ganze Zahl von Büchern, die sich dem Thema *EK1* widmen. Und noch erstaunlicher, dass Schwerpunkte und Erkenntnisse sich anscheinend noch einmal leicht verändert haben, aber es wäre auch schade, Geschichte völlig statisch zu betrachten. Natürlich ändert sich nichts an den Zahlen und Ergebnissen, doch der Blickwinkel kann durchaus variieren.

Das tut er auch im vorliegenden Fall. Wir wissen eigentlich alle, dass Deutschland und Österreich-Ungarn diesen Weltkrieg verloren, wissen, dass die entsprechenden Monarchien untergingen, fragile Demokratien entstanden und Staatsgrenzen sich deutlich verschoben. Wir wissen um die harten Friedensverträge, die dem aufgestauten Hass unter den Völkern Rechnung tragen sollten und mitursächlich für die späteren Katastrophen waren. Was mir aber zumindest wenig geläufig war, ist die kräftemäßige und militärisch keineswegs so eindeutige Lage, die oft so dargestellt wurde, als seien Sieger und Verlierer frühzeitig vorhersehbar gewesen.

Welche Punkte arbeitet Afflerbach nun besonders heraus, wo liegt sein veränderter Ansatz? Man kann es kurz sagen: Afflerbach hinterfragt jede einzelne Teilentscheidung, die in jedem einzelnen Kriegsjahr getroffen wurde, auf ihre Folgen und evtl. mögliche Alternativen. Während oft die großen Schlachtentscheidungen, Frontveränderungen und zahlenmäßige Verluste im Mittelpunkt stehen, ermöglichen die von Afflerbach zusammengetragenen Details eher einen Blick hinter die Kulissen. Und sie zeigen dabei einerseits Leichtsinn, Selbstüberschätzung, Dummheit, Eifersüchteleien und diplomatische Ränkespiele, andererseits aber auch krasse Fehleinschätzungen und strategische Irrtümer auf allen Seiten. So wird rasch klar, dass zwar eine erwünschte schnelle und eindeutige Siegentscheidung bereits 1914 unmöglich wurde, das militärische Gleichgewicht sich aber mehrfach einpendelte und zufälligen Einflüssen unterlag.

Grundsatzentscheidungen wie die Kriegseintritte des Osmanischen Reiches, Italiens oder der USA kann man aus heutiger Sicht natürlich begrüßen oder bedauern, die damalige Sichtweise entspricht der nachmaligen Bewertung aber nur selten. Und auch die Rolle des deutschen Kaisers, der Regierung und der Diplomatie wird klar herausgearbeitet, denn die OHL war keineswegs alleinentscheidend. Mein Fazit: Ein sehr aufschlussreiches Buch für den stärker am Thema Interessierten. Denn es ist durchaus manchmal mühsam, sich nahezu von Tag zu Tag durch das Dickicht einander widersprechender Bewertungen und Entscheidungen zu arbeiten, wie sie wohl der damaligen Realität entsprachen. Man muss auch eine Vorstellung haben von Hierarchien, Logistik, Strategie und Geografie, um den oft sehr detaillierten Ausführungen wirklich folgen zu können.

Aber Afflerbach gelingt es in diesem Rahmen recht gut, den Überblick nicht nur zu behalten, sondern auch seinen Lesern zu vermitteln. Und vielleicht könnten Verantwortliche für heutige politische oder militärische Entscheidungen sogar daraus lernen, als Sieger wie als Unterlegene Fehler zu vermeiden, die nach Auseinandersetzungen geeignet wären, menschliche Katastrophen auszulösen, wie es Faschismus, Nationalsozialismus, Stalinismus und Holocaust waren. (bh)

Andreas Platthaus

18/19 – Der Krieg nach dem Krieg

Deutschland zwischen Revolution und Versailles

Rowohlt 2018 · 448 Seiten · 26.00 · 978-3-87134-786-3

Wenn vom Ende des Ersten Weltkrieges die Rede ist, dann fallen gerne Sätze wie „Sechs Stunden nach der Unterzeichnung dieses Abkommens, am 11. November (1918) um 12 Uhr mittags, wurden die Feindseligkeiten eingestellt. Der Krieg war zu Ende."

Die wichtigste These dieses Buches ist die Erkenntnis, dass diese Meinung in allen Punkten falsch ist. Weder war der Krieg mit dem Waffenstillstand zu Ende noch hörten die Feindseligkeiten auf. Im Gegenteil: Selbst nach dem Versailler Vertragsabschluss bestand der Kriegszustand Deutschlands mit Russland und den USA weiter (USA bis 1921!), darüber hinaus erreichten die Feindseligkeiten nicht nur zwischen Deutschland und den Alliierten, sondern zunehmend auch zwischen diesen bis zum Juni 1919 immer neue Höhen, zwar nicht mehr auf dem Schlachtfeld, aber umso mehr in den Verhandlungen, die mit „Diplomatie" im gängigen Sinne wenig zu tun hatten. Nicht nur war Deutschland gar nicht an der Aushandlung beteiligt, sondern musste nur den vorgelegten, 250 Seiten langen Vertrag unterzeichnen. Vor allem aber stritten auch die Alliierten, zu denen ja nicht nur die europäischen Kriegsgegner, sondern viele Staaten in aller Welt zählten, um die Durchsetzung ganz unter-

schiedlicher eigener Ziele, die sich auf Wirtschaft, Territorium und die Demütigung des Gegners richteten.

Des weiteren richtet sich die Aufmerksamkeit deutscher Historiker meist auf die Folgen des als ungerecht und knebelnd empfundenen Versailler Vertrages. Platthaus untersucht eher die Vorbedingungen, die rationalen und emotionalen Anteile der Sieger, ihre Absichten, die sie mit dem umfangreichen Vertragswerk verbanden. Schließlich sollte, nach den Worten des Schriftstellers H. G. Wells und des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, dieser Weltkrieg der letzte Krieg sein, „um alle Kriege zu beenden". Wir wissen, was daraus wurde. Vielsagend auch, dass die USA selbst den maßgeblich von ihnen verfassten Vertrag selbst ablehnten.

In drei großen Teilen nähert sich Platthaus seinem Thema: 1) Die deutsche Verzweiflung, 2) Der Vertrag, der den Frieden bringen soll und 3) Der Schlussakt – Vergeltung in Versailles. Er dröselt dabei anhand vieler einleuchtender Beispiele die großen Linien wie die versteckten Haken dieser wenigen Monate von November 1918 bis Juni 1919 auf, ein Unterfangen, das wegen seiner Materialfülle ermüdend sein könnte. Nicht so bei Andreas Platthaus. Dieser Mann versteht nicht nur zu erzählen und zu schreiben, er nimmt den Leser auch bei der Hand und veranschaulicht jeden einzelnen Schritt. Dabei ist er sachlich höchst kenntnisreich und versiert, dabei aber ausgezeichnet durch ein hohes Maß an psychologischem Gespür und Empathie. So werden nüchterne Abläufe und Zahlen nachvollziehbar und verständlich, packen viele Details sogar in einem für ein Sachbuch erstaunlichen Maß. Immer wieder werden Querverbindungen zu Kunst und Kultur erwähnt, wird mit Fotos und Gemäldeabbildungen erhellt, was sonst oft eher dürr wirkt.

Es war nicht nur die Zeit nach der kriegerischen Weltkatastrophe. Gleichzeitig tobte die Spanische Grippe und kostete mehr Opfer als der Krieg selbst, die bolschewistische Revolution in Russland war in einer ihrer heißesten Phasen, die Hoffnungen, Deutschland durch Entwaffnung, Verkleinerung und wirtschaftliche Amputation zu friedlicherem Verhalten zu zwingen, blieben bloße Illusion. Ich kann das Fazit des Buches nicht besser ausdrücken als der Verlag selbst:

Die Zeitgenossen erlebten, wie eine Welt umgestürzt wurde, und sie stritten mit allen Mitteln um die Frage, was nun kommen sollte: eine kommunistische Volksherrschaft? Eine gemäßigte Republik? Und wie sollte die Nachkriegsordnung aussehen? Die Hoffnungen auf einen Großen Frieden nach dem Großen Krieg zerschlugen sich, am Ende stand der diktierte Frieden von Versailles.

2018 jährt sich der eigentliche Beginn des «kurzen» 20. Jahrhunderts zum hundertsten Mal. Mit den Jahrestagen von Waffenstillstand, Novemberrevolution, Republikgründung, Münchner Räterepublik und Versailles schildert Andreas Platthaus den Krieg nach dem Krieg und den Anfang einer schrecklichen Moderne. Die packende Analyse jenes historischen Moments, in dem für einen Augenblick alles möglich schien – bevor auf verhängnisvolle Weise die Weichen für die Zukunft gestellt wurden.

Ein wichtiges und aussagekräftiges Buch mit „Lehren“, das sich mit großem Gewinn und wenig Mühe lesen lässt und ein neues Licht auf eine Vergangenheit wirft, deren Folgen noch heute nachwirken. Sehr empfehlenswert! (bh)

Daniel Schönpflug

Kometenjahre

1918: Die Welt im Aufbruch

S. Fischer 2017 · 320 Seiten · 20.00 · 978-3-10-002439-8

Man könnte es fast als eine Mode bezeichnen: Epochen der (meist neueren) Geschichte, oder einzelne Abschnitte, werden dargestellt, indem man bekannte, aber auch unbekannte Menschen, die diese Zeit hautnah erlebt haben, zu Wort kommen lässt. Ihr Schicksal wird gewissermaßen nacherzählt, wobei man hauptsächlich auf ihre Tagebücher, Briefe und anderen Aufzeichnungen zurückgreift. Das geschieht in Büchern, aber auch in Hörfunk- und Fernsehdokumentationen. Als bekannte Beispiele kann man die beiden ARTE-Dokumentationen nennen, in denen vom Ersten Weltkrieg und später über die Jahre zwischen den Weltkriegen berichtet wird. Auch das Erfolgsbuch *1913* von Florian Illies ist ein wenig so gestrickt. Ich meine das gar nicht abwertend. Im Gegenteil, ich finde es großartig, nicht zuletzt, weil alle großen Historiker auch geniale Erzähler waren.

Daniel Schönpflug (*1969, Professor für Geschichte an der FU in Berlin) hat sich das Jahr 1918 und die fünf folgenden Jahre vorgenommen. Er spricht von Kometenjahren, ausgehend von einem Werk von Paul Klee: *Der Komet von Paris* (1918). Das ist allerdings das einzige, was ich an diesem Buch ein klein wenig bemängeln möchte. Ich finde diese Kategorisierung (wenn man das so nennen kann) ein wenig aufgezwungen. Plausibler finde ich, wenn Schönpflug schreibt: „Die Menschen, von denen auf den folgenden Seiten die Rede ist, sind allesamt Seiltänzer.“ (S. 17) Wieder ausgehend von Klees Bild, auf dem ein Seiltänzer mit einer Balancierstange zu sehen ist. Diese Protagonisten sind in diesen schwierigen fünf Jahren immer in Gefahr abzustürzen. Doch das macht ihre Geschichten gerade spannend. „Die Geschichte zerfällt in unzählige individuelle, asynchrone Erzählungen.“ So Schönpflug später. (S.79)

Insgesamt sind es zweiundzwanzig Menschen, von denen die Rede ist. Einige sind auch schon in anderen Büchern und den anfangs genannten Dokumentationen ‚aufgetaucht’. Wie z. B. der Vietnamese Nguyen Tat Tanh, der sich später Hô Chi Minh nannte und schon damals für die Unabhängigkeit seiner Heimat kämpfte. Er durfte damals aber auch „immer wieder in einer Konditorei arbeiten, wo er lernte, kunstvolle Torten zu kreieren.“ (S. 69) Zwei später berühmte Frauen kommen zu Wort: Käthe Kollwitz, die sich über das Ende des Krieges nicht so recht freuen kann, weil einer ihrer Söhne dort sein Leben lassen musste.

„Virginia Woolf moniert, dass die Regierung gar keine äußeren Formen für einen solch außerordentlichen Tag bereithält.“ (S. 68) Die Verkündigung des Waffenstillstands hätte ihrer Meinung nach anders begangen sollen. Als dann der Friedensvertrag von Versailles auch in England gefeiert wurde, ist sie auch nicht zufrieden. Für sie war es ein „Dienstbotenfest; etwas was man auf die Beine gestellt hat, um ‚das Volk’ zu befriedigen & zu beschwichtigen.“ (S. 230)

Diese „Kometenjahre“ (oder Seiltänzerjahre, wie ich sagen würde) werden aus dem Blickwinkel vieler Personen geschildert. Außer den bereits genannten begegnen wir Gandhi, Walter Gropius, George Grosz, Rudolf Höß, dem Kronprinzen Wilhelm von Preußen, Lawrence of Arabia, Arnold Schönberg und einigen anderen, darunter auch Amerikanern, die den Blick bis in die USA lenken. George Grosz resümiert die Berliner Nachkriegszeit: „Es waren wilde Jahre.“ (S. 174) Als eine Figur, die alles umklammert, könnte man Matthias Erzberger bezeichnen. Er leitete für die deutsche Seite die Waffenstillstandsverhandlungen in Compiègne und sprach sich später dafür aus, den Friedensvertrag von Versailles zu akzeptieren, und wurde so zum meistgehassten Politiker Deutschlands. Kein Wunder also, könnte ein Zyniker sagen, dass er schließlich einem Attentat zum Opfer fiel.

Schönpflug schreibt zu Beginn des letzten Kapitels („Nachgedanken“): „Die Erzählung dieses Buches endet mit Rudolf Höß’ Rückblick auf den von ihm begangenen Fememord im Jahr 1923.“ (S. 307) Wie schon anfangs gesagt: Es wird erzählt, und so entsteht das gewaltige Panorama dieser Jahre. Theodor Lessing nannte Geschichte (oder Geschichtsschreibung) eine Sinngebung des Sinnlosen. Wenn man in Schönpflugs Buch von so viel Gewalt, Intrigen, Hass, großen, aber auch kleinen Gedanken erfährt, kann einem in der Tat der Begriff „Sinnlosigkeit“ in den Sinn kommen. Schönpflug hat es geschafft, hier ein wenig Sinn hineinzubringen. (fjs)

Laura Spinney

1918 – Die Welt im Fieber

Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte

a.d. Englischen von Sabine Hübner

Hanser 2018 · 378 Seiten · 26.00 · 978-3-446-25848-8

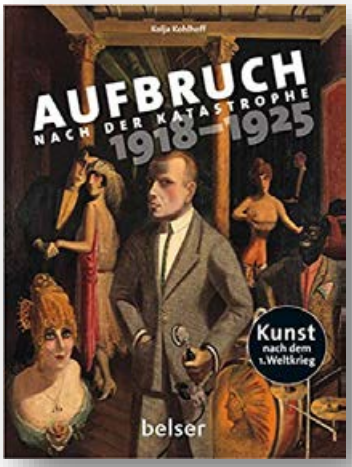
Das Jahr 1918, dessen einhundertste Wiederkehr wir zur Zeit erinnern, ist für die meisten von uns eindeutig konnotiert: Es war das Ende des Ersten Weltkrieges und zugleich das Ende des Deutschen Kaiserreiches, das in die Weimarer Republik überführt wurde. Sonst noch was? Eher nein. Zumindest war das bisher so. Laura Spinney liefert uns den Nachweis, dass ein ganz anderes Ereignis weltweit weitaus größere Folgen hatte. Im Frühjahr 1918

begann eine weltweite Pandemie mit dem Virus der Spanischen Grippe, die bis Anfang 1920 andauerte. Ein Drittel der damaligen Weltbevölkerung erkrankte daran. Ihr fielen global zwischen 50 und 100 Millionen Menschen zum Opfer, im Vergleich dazu forderten EK I 17 Mio. und EK II 60 Mio. Opfer. Wie konnte es geschehen, dass die Auslöschung von bis zu 5% der Weltbevölkerung aus dem Weltgedächtnis verschwand, jeder nur noch Krieg und nachfolgenden Faschismus erinnert?

Die vielfältigen Gründe dafür sind Gegenstand dieses Buches, dazu gehört die mangelhafte Einordnungsmöglichkeit der außereuropäischen Erkrankungen in der damaligen Zeit (ähnlich der schwierigen Diagnostik der mittelalterlichen Pest), die eher private als öffentliche Tragik des Geschehens, aber auch der europazentrierte Blick, den viele Historiker jahrelang hatten. Da die Verluste in Europa durch die Grippe aber weitaus niedriger waren als im Rest der Welt (zwischen 4- und 6-mal so viele Kriegstote wie durch die Pandemie), entging die eigentlich größere, und, wie Spinney erklärt, auch folgenreichere Katastrophe lange der Aufmerksamkeit. Gerade die Folgen aber, politisch, gesellschaftlich und auch medizinisch, lassen die Jahre kurz nach 1918 in einem ganz neuen Licht erscheinen.

Spinney beginnt mit einem medizinhistorischen Rückblick auf die Vorstellungen von Krankheiten und ihre Behandlung, auf die Entwicklung der Erreger, ob Bakterien oder Viren, und sie sammelt Hinweise auf frühere Pandemien, die in kurzer Zeit größere Landstriche und Bevölkerungsanteile erfassten. Bereits hier beeindruckt die Kombination wissenschaftlicher Exaktheit mit leicht verständlichem, sogar (soweit möglich) packendem Schreibstil. Die folgenden Teile 2 bis 7, unterteilt in Kapitel, beleuchten zahlreiche Aspekte der titelgebenden Pandemie. Neben vielen prominenten Beispielen für Opfer, die die Infektion nicht überlebten, geht es vor allem um die Auswirkungen auf die letzten Schlachten und Friedensverhandlungen des gerade zu Ende gehenden Krieges, Veränderungen der Zivilgesellschaft und der weltweiten Wirtschaft. Im 8. Teil findet sich dann eine Zusammenstellung, was für Folgerungen man auch heute noch aus den damaligen Ereignissen ziehen kann, welche Konsequenzen wir für künftige, sicher zu erwartende Epidemien ergreifen müssen.

Ich gestehe meine Bedenken, als ich dieses Buch erhielt: Fast 400 Seiten Abhandlung über eine Grippewelle – das wird eine fade Lektüre. Falsch gedacht. Spinneys Buch fasziniert von der ersten Seite an durch die überraschenden Fakten, vor allem aber auch durch die, bei aller Ernsthaftigkeit und Korrektheit, faszinierende und mitreißende Schilderung, den alles andere als trockenen Tonfall und das spürbare Engagement seiner Autorin. Ein solches Buch, in vielem hochfachlich und über ein dramatisches und trauriges Geschehen, kann niemals das Prädikat „unterhaltsam“ erhalten. Aber für jeden Leser, der sich intensiver mit Geschichte und medizinischen Fragestellungen beschäftigen möchte, ist Spinneys Werk ein Quell neuer und blickverändernder Informationen, das fast unendlich viele Details neu beleuchtet. Hervorragend und verdienstvoll! (bh)



Kolja Kohlhoff

Aufbruch nach der Katastrophe

1918–1925. Kunst nach dem 1. Weltkrieg

Belser 2018 · 144 Seiten · 25.00 · 978-3-7630-2799-6

Dieses Buch springt einen schon durch die Titelabbildung an: „An die Schönheit“, ein Gemälde von Otto Dix (1922). Der geschmackvoll gekleidete Herr im Zentrum schaut den Betrachter böse an. Das Bild zeigt, so die Autorin, „eine kühl sezierende Darstellung des trügerischen Glücksversprechens der Vergnügungsstätten.“ Dinge und Menschen werden auf Distanz gehalten. (S. 136f.) Der Krieg war für Otto Dix „Teufelswerk“ (S. 134), und man hat den Eindruck, dass für ihn alles, was er nach dem Krieg zu sehen bekommt, auch Teufelswerk ist; z. B. die „Skatspieler“, Kriegskrüppel, die sich mühsam aufrecht halten.

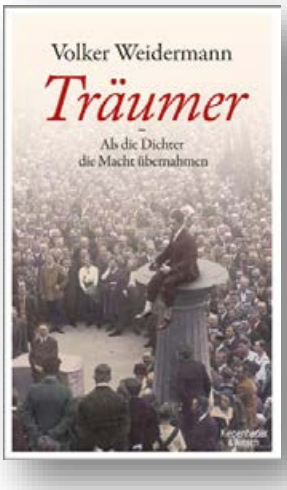
Damit sind wir schon mitten in der Thematik des Buches: Kunst, die versucht, die Zerstörung, das Elend, die Armut festzuhalten, und zu neuen Ufern kommen will. Man kann sich dieser Thematik auch nähern, indem man einige (zum Teil typographisch hervorgehobene) Zitate zusammenstellt. Etwa von Ernst Barlach: „Ich glaube, wer den Krieg malen will, muss erst den Frost malen lernen. Soldaten müssen entsetzlich viel frieren und frieren ist lähmend.“ (S. 32) Dagegen gibt es eigentlich nur eine engagierte Kunst, oder mit den Worten von Käthe Kollwitz: „Ich bin einverstanden damit, dass meine Kunst Zwecke hat. Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.“ (S. 65) Daneben ihr berühmtes Plakat mit dem Aufruf „Nie wieder Krieg!“ Und auf der gegenüberliegenden Seite ihre Skulpturen mit dem Titel „Trauernde Eltern“. Da konnten Käthe Kollwitz und ihr Mann wahrlich mitreden, denn sie hatten einen Sohn im Krieg verloren. Radikal proklamiert die Novembergruppe (zu der auch Max Pechstein gehörte): „Wir stehen auf dem fruchtbaren Boden der Revolution … Unser Kampf gilt allen zerstörenden – unsere Liebe allen aufbauenden Kräften.“ Daneben Pechsteins Plakat „An alle Künstler“ – der Künstler muss gewissermaßen mit Herzblut arbeiten.

Etwas lockerer sah Kurt Schwitters die Lage: „Aber damit war der ganze Schwindel, den die Menschen Krieg nennen, zu Ende. Ich verließ meine Arbeitsstelle ohne jede Kündigung, und nun ging’s los.“ Da haben wir eine Facette der Aufbruchsstimmung, die damals in der Kunst herrschte. In fünf Kapiteln stellt Kolja Kohlhoff Künstler vor, die fast alle einen neuen Aufbruch suchten. Fast alle! Es gab auch solche, die wie Ernst Ludwig Kirchner die „Flucht in die Berge“ suchten. Kirchner war nach dem Krieg gesundheitlich am Ende. Aber auch er hat nach Wochen wieder Hoffnung: „Ich glaube, die Farben meiner Bilder bekommen ein neues Gesicht. Einfacher und doch leuchtender.“ (S. 23) Oder wie Max Liebermann, der sich

1914 von der Kriegsbegeisterung hatte anstecken lassen. (vgl. Abb. S. 37) Kolja Kohlhoff schreibt über ihn: „Einerseits wird er mehr denn je zu einer wichtigen Gestalt des Berliner Kulturlebens, andrerseits aber zieht er sich in seiner Kunst mit äußerster Konsequenz aufs Private zurück.“ (S. 41)

Im zweiten Kapitel haben wir aber schon den „Arbeitsrat für Kunst und die Novembergruppe“; außerdem werden hier Rudolf Belling, George Grosz und Käthe Kollwitz vorgestellt. Im dritten (dem längsten) Kapitel begegnen wir den Künstlern des Bauhauses in Weimar. Sie wollten an einer neuen Gesellschaft bauen. Auf ihre Weise waren sie auch radikal, etwa Walter Gropius, der geschrieben hat: „Ein Werk kann nur eine geistige Bedeutung gewinnen, wenn es Ergebnis eines inneren Dranges ist.“ (S. 78) Dem Dadaismus und seiner ‚radikalen Antikunst’ gilt das vierte Kapitel. Hannah Höch und Kurt Schwitters werden vorgestellt. Hier hätte ich mir noch den einen oder anderen Künstler gewünscht; etwa Raoul Hausmann, der natürlich im Kapitel über Hannah Höch (damals war sie seine Geliebte) erwähnt wird. Auch im letzten Kapitel über die Neue Sachlichkeit sind mir zwei Künstler (Otto Dix und Jeanne Mammen) zu wenig. Ein Kapitel über Christian Schad hätte ich gerne hier noch gelesen. In den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln ist allerdings auch von ihm (S. 128f.) und von anderen Künstlern und Schriftstellern die Rede, z. B. von Hans Scharoun, Johannes Itten, Hugo Ball, um nur drei Namen zu nennen.

Insgesamt lässt sich sagen, dass Kolja Kohlhoff ein faszinierendes Buch über die Jahre 1918–1925 gelungen ist. Mit den hervorragenden Reproduktionen der Kunstwerke kann dieses Buch auf jeden Fall als kompakte Einführung in diese Zeit empfohlen werden. (fjs)



Volker Weidermann

Träumer
Als die Dichter die Macht übernahmen

Kiepenheuer & Witsch 2017 · 288 Seiten · 22.00 · 978-3-462-04714-1

Ältere Leser werden sich an das von Hansjörg Viesel 1980 herausgegebene Buch *Literaten an die Wand* erinnern. Untertitel: „Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller“. Letztlich kommen alle, die noch heute über dieses Buch schreiben, nicht darum herum. Auch Volker Weidermann hat es verwendet, zumindest steht es in seiner Literaturliste. Gut weitere dreißig Titel findet man auf dieser Liste.

Weidermann hat daraus ein spannendes Buch, fast einen Roman, gemacht, mit drei langen Kapiteln. Im ersten Kapitel („Der Schuss“) berichtet er von den Anfängen der Revolte in den ersten Wochen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Kurt Eisner steht im Mittelpunkt, mit dem Schuss ist der gemeint, mit dem man ihn ermordet hat. Am Anfang läuft alles wie

am Schnürchen: Die Königsfamilie ist aus München geflohen, die Revolutionäre übernehmen die Macht. Auch wenn immer wieder gesagt wird, dass Verrückte Revolution spielen. Oskar Maria Graf ist einer von ihnen, der aber bald schon murrt: „Die ganze Revolution ist nichts. Einen einzigen Tag haben sie ein wenig Krach gemacht und jetzt! Was tun sie jetzt?“ (S. 102) Ernst Toller dagegen ist ganz Idealist mit hochtrabenden Zielen: „Abschaffung der Armut“, „Harmonie von Körper-, Seelen- und Geisteskultur“, „kostenlose Verbreitung von neuerer Dichtung von Menschheitsgehalt“ u. a. (S. 54) Ja, wenn das so einfach wäre. Rainer Maria Rilke, der bei vielen Veranstaltungen als stummer Beobachter dabei ist, hat so seine Zweifel. Noch mehr Zweifel hat Thomas Mann, genauer: Er hat Angst, dass die Revolutionäre sein neues herrschaftliches Haus plündern könnten. Er hat gerade seine *Betrachtungen eines Unpolitischen* veröffentlicht und steht damit, ganz anders als sein Bruder Heinrich, gewiss nicht auf der Seite der Revolutionäre.

Im zweiten Kapitel mit dem Titel „München der Möglichkeiten“ geht es um die Wochen nach Eisners Ermordung, in denen die Revolutionäre versuchen, ihre Macht zu stabilisieren. An der Spitze stehen nun Ernst Toller, Gustav Landauer und Erich Mühsam, die aber mit ihrem Idealismus gegen die Kräfte von ganz Links nicht ankommen. „Toller warnt, Toller lobt, Toller leidet mit, Toller euphorisiert. … Er biegt die Wahrheit kämpferisch zurecht.“ (S. 168f.) Die Revolutionäre haben auch einige Sympathisanten, Hermann Hesse zum Beispiel. Doch „es herrscht Chaos, rohe Heiterkeit und Schrecken.“ (S. 217) So geht es weiter bis zum Ostersonntag 1919. Im dritten Kapitel mit der Überschrift „Gegenschuss“ schildert Weidenhammer das blutige Ende der Räterepublik. Die konservativen Truppen haben einen Ring um München geschlossen, sie erobern nach und nach die Stadt und kennen kein Erbarmen. „Draußen gehen das Morden, das Jagen und das Denunzieren weiter.“ Erich Mühsam notiert: „Sie lechzen nach Blut.“ (S. 262f.) Wer gleich in ihre Hände fällt, wird ohne Verfahren an die Wand gestellt. Mühsam und Toller gelingt es, sich eine Zeitlang zu verstecken. So werden sie später ‚nur’ zu Festungshaft verurteilt, die sie auch ohne Gnade absitzen müssen. Im Gegensatz zu Adolf Hitler, von dem in diesem Buch auch immer wieder die Rede ist, der zwar nach dem Putsch von 1923 auch zu Festungshaft verurteilt, der aber bald schon zur Bewährung entlassen wird. Er nutzt die Zeit, um *Mein Kampf* zu schreiben. Weidermann zitiert daraus einige Passagen, wenn Hitler über seine Erlebnisse in diesen Monaten berichtet. Hitler wurde nach einem Jahr, Mühsam nach fünf Jahren amnestiert…

Im Klappentext steht, Weidermann habe einen „historischen Thriller“ geschrieben. So weit würde ich nicht gehen, doch es ist ein spannendes Buch mit vielen Perspektiven, von denen ich hier nur einige vorstellen konnte. Empfehlenswert für alle, die sich über dieses einzigartige Ereignis der deutschen Geschichte informieren möchten. ‚Diese Monate waren eine chaotische Zeit’ heißt es im ersten Kapitel. (S. 66) Manche Leser haben vielleicht Mühe, sich in diesem Chaos zurechtzufinden. Eine Zeittafel wäre darum hilfreich gewesen. (fjs)

Klaus Kordon

Das Karussell

Beltz & Gelberg 2012 · 456 Seiten · 19,95 · ab 14 ·
978-3-407-81114-1

Kaum liest man das erste Kapitel, das mit dem harten Leben des Vaters Herbert „Bertie“ Lenz als Kind in einem kirchlichen Waisenhaus beginnt, merkt man sofort: Da ist er wieder, der Klaus Kordon des Krokodil im Nacken! Der Klaus Kordon, der so unnachahmlich pragmatisch, klar, einfach und lediglich berichtend erzählt, der seine Figuren ständig über ihr Tun reflektieren lässt – und dadurch nicht nur zum erzählenden Zeithistoriker wird, sondern stets interpretiert, und die Geschehnisse der Zeit und die Handlungen und Gefühle der Personen dem Verstand Jugendlicher und Erwachsener gleichermaßen zugänglich macht. Hier ist er wieder, dieser Klaus Kordon.

Und es bleibt einem nichts anderes, als sich einen Tag für dieses Buch freizunehmen, hinein zu sinken in die Welt von Bertie Lenz und Lisa Gerber, die spätere Mutter des Manfred Lenz – eine Welt, die in der Erzählung vom ersten Weltkrieg bis in die frühe DDR reicht –, und schließlich nach der letzten Seite des Buches gebildeter, klüger, verstehender und berührter wieder aufzutauchen – und speziell in diesem Werk auch trauriger und nachdenklicher.

Zur Geschichte: In zwei getrennten Strängen, die jeweils abwechselnd erzählt werden, verfolgt der Leser die Leben jeweils des Vaters und der Mutter Klaus Kordons alias Manfred Lenz. Bertie wächst in einem Berliner Waisenhaus auf und erfährt die ganze Kindheit über fast nur Härte und das Gefühl, nicht gewollt zu sein. So holt beispielsweise die Mutter, auch als sie erneut heiratet und in sicheren Verhältnissen lebt, den Sohn niemals zu sich. Lisa dagegen erlebt mit ein paar Geschwistern und beiden Eltern eine behütete und lebensfrohe frühe Kindheit im Harz – bis der erste Weltkrieg Einzug hält, und ihr Vater erst eingezogen wird und schließlich in Frankreich fällt. Da Lisas Mutter jedoch ein Mensch ist, der auch in äußersten Katastrophen nie den Mut zum Leben verliert – eine Eigenschaft, die Lisa ihr Leben lang mit ihr teilt –, erwirbt sie später in einem anderen Ort eine Wirtschaft und wird das, was man heute „eine alleinerziehende Mutter mit eigenem Unternehmen“ bezeichnen würde.

Nach ein paar Jahren will Lisas Mutter jedoch noch mehr wagen, verkauft die Gaststube und zieht mit Lisa und Lisas Bruder und Schwester kurzerhand nach Berlin, direkt in die Inflation hinein, wodurch sie alles Geld verliert. Doch weiter geht es immer, und sehr viel später, in den 30er Jahren, in denen Lisa nun ihre eigene Kneipe betreibt, lernen sich Bertie und sie kennen und lieben. Es wird die Liebe ihrer beider Leben. Und dann kommt der nächste Krieg.

Das Karussell gehört zu jenen Büchern, von denen man denkt, von denen man weiß, dass jeder, und vor allem auch jeder Jugendliche, es lesen sollte. Denn es führt einem deutlich und berührend vor Augen, ohne dabei sentimental oder moralisch zu sein, was für ein Glück es ist, jetzt im Moment in einer Zeit ohne Krieg in diesem Land zu leben. Was für ein ungeheures Glück es ist, dass nun schon zwei Generationen geboren sind, die nicht in einem für sie fremden Krieg kämpfen, sterben oder geliebte Personen verlieren mussten. Und dieses Buch zeigt einem dadurch ganz ohne erhobenen Zeigefinger oder Anweisungen darüber, was falsch oder richtig ist, dass der Erhalt dieses Friedenszustandes oberste Priorität haben sollte, haben muss.

Diese Botschaft vermag Klaus Kordon gerade dadurch zu vermitteln, dass er eben keine Botschaft vermitteln will, sondern lediglich eine Geschichte erzählt, aber eben eine wahre Geschichte; eine Geschichte, die so oder so ähnlich jede Familie erzählen kann. Und genau das trifft einen ins Herz und macht einem die Dimension der Ereignisse von 1914 bis 1945 klar.

Und obwohl dieser Roman sehr traurig ist, weil traurige Dinge geschehen sind, ist er zum einen nicht „schwierig“, sondern unterhaltsam, realistisch und eingehend, gerade die Leser aus Berlin können die Geschichte im Geiste geradezu abwandern. Zum anderen schafft er es, trotz all der Schrecknisse, die kaum zu begreifen sind für die, die sie nicht erlebt haben, Hoffnung zu vermitteln und zeigt durch Kordons glasklaren Pragmatismus und dem seiner Figuren, dass das Leben und die Zeit eben einfach weitergehen und immer wieder auch gute Zeiten kommen. (katharina fischer)

Inge Barth-Grözinger

Geliebte Berthe

Thienemann 2012 · 410 Seiten · 19,95 · ab 14 · 978-3-522-20149-0

Der Erste Weltkrieg ist überstanden. Ein Laib Brot kostet so viel, dass das Geld dafür in einer Tüte angeschleppt werden muss. Auch Berthe reiht sich in Stuttgart in die Schlangen vor der Bäckerei ein. Von der Alb und ihrer Stiefmutter ist sie geflohen, der Vater tot, der Bruder Georg nach dem Kriegseinsatz verschwunden. Dank einiger Kontakte über ihre Tante nimmt Berthe eine Haushaltsstelle bei einem Professor an. Romanistik hatte dieser gelehrt, französische Gedichte sind seine Leidenschaft. Berthe findet Gefallen an der fremden Sprache und genießt die freien Stunden, in denen sie vom Professor die Sprache gelehrt bekommt. Dessen Unbehagen darüber, dass der Erste Weltkrieg nicht alles gewesen sein wird und die neue Partei an die Macht kommen könnte, lassen ihn den Freitod wählen. Zu groß sind Schmach und Hoffnungslosigkeit.

Weil sie zwei Kindern in der Nacht ihren Weg zu den Eltern gewiesen hat, bekommt Berthe die Chance, auf einem edlen Weingut in Gengenbach als Kindermädchen zu arbeiten. Die junge Frau überlegt nicht lange, schließlich liegt der Ort in der Nähe von Straßburg, wo sich eventuell ihr geliebter Bruder aufhalten soll. Besser hätte es Berthe nicht antreffen können. Die Köchin und andere Bedienstete sind freundlich zu ihr, nehmen sie sogar zu den Festlichkeiten des Nationalfeiertags mit nach Straßburg. Endlich ist Berthe in dem Land, in dem sie ihre erlernten Sprachkenntnisse testen kann. Sie setzt sich von der Gruppe ab, möchte einer Adresse nachgehen, an der sich Georg aufhalten könnte – und stolpert über einen jungen Mann. Armands Augen faszinieren Bertha, sie lässt sich von ihm zum Tanz einladen und hätte fast die Rückfahrt mit den Freunden verpasst. Für beide ist es Liebe auf den ersten Blick, doch Berthe muss zurück zum Gut und Armand nach Villeneuve, wo er dem Vater in der Druckerei hilft.

Dass Berthe auf dem Weingut nicht immer bleiben kann, allein weil die Kinder älter werden, ist auch ihrer Freundin Kläri klar. Leicht fällt es ihr nicht, doch Berthe möchte Armand entgegenreisen, wohl wissend, dass dessen Mutter sie nicht willkommen heißt. Deutsche Soldaten haben ihren ältesten Sohn umgebracht; dass Armand sich mit einer Deutschen einlässt, ist für sie untragbar.

Über Marseille reisend, finden sich die Liebenden endlich wieder. Armand macht Berthe deutlich, dass es für das Paar kein Zuckerschlecken werden wird. Dass sich diese Aussage bewahrheitet, wird Berthe schnell vor Augen geführt. Die Mutter verflucht ihren Sohn, wirft ihn aus dem Haus und möchte mit ihm und seiner Liebsten nichts zu tun haben. Auch die anderen Bewohner der Stadt ignorieren Berthe. In Geschäften wird sie nicht bedient, auf der Straße mit Ausdrücken beleidigt. Armands Kinderfreund Henri und dessen Frau Madeleine nehmen das Paar bei sich auf, nicht ohne selbst dem Spott der Anwohner ausgesetzt zu sein.

Bevor die beiden heiraten, ist Berthe mit Pierre schwanger. Das Kind ist ein Segen, ein zweites folgt. Doch als die Jahre voranschreiten und das junge Glück inzwischen nicht mehr missachtet wird, entwickelt sich die politische Lage äußerst negativ. Als Hitler in Paris einmarschiert, ist Berthe wieder nur „die Deutsche“ in einem feindlichen Land. Doch gemeinsam mit ihrem Mann macht sie allen bewusst, dass auch sie mit dem Regime nicht konform geht, die Schandtaten unter Hitler missbilligt.

Dass Armand sogar gewillt ist, mehr zu tun, als dem sinnlosen Kriegen zuzusehen, erfährt Berthe zunächst nicht. In der Résistance wirken jedoch letztendlich mehr mit, als sie sich hätte vorstellen können. Zunächst wenig überzeugt, ist sie sich später im Klaren darüber, dass dies das einzige ist, was getan werden kann – hintergründig gegen das Regime vorgehen, zeigen, dass das, was da passiert, menschenunwürdig ist und gestoppt gehört.

Nach dem Krieg leben längst nicht mehr alle, die Teil der Geschichte von Berthe waren. Doch sie hat überlebt, hatte Höhen und Tiefen und das Wichtigste: am Ende nichts bereut.

Es gibt unzählige historische Liebesromane, die sich den Jahren zwischen den zwei Weltkriegen widmen. Geht es auf Mitte der 30er Jahre zu, findet man vor allem solche Lektüren,

die aus Sicht der Deutschen sprechen. Frauen, die ihre Männer im Krieg verloren dachten oder Familien, die auseinandergerissen wurden und später wieder zusammenfanden. Selten findet sich jedoch ein Buch wie dieses, in dem eine deutsche Frau diese Jahre im Land des deutschen Feindes verbringt. Alleine diese Tatsache macht Geliebte Berthe zu einem außergewöhnlichen Historienroman.

Berthes Geschichte beginnt Anfang der 20er Jahre und endet in den 60ern. Diese Zeitspanne von 40 Jahren füllt sich jedoch nicht gleichermaßen. Werden Berthes Jahre in den 20ern und Anfang der 30er noch sehr detailreich und kleinschrittig beschrieben, erfährt der Leser gegen Ende nur die bedeutendsten Eckpunkte im Leben der Frau. Einzelne Rückblicke mögen die zeitlichen Lücken zwar füllen, jedoch sind Leser historischer Romane die ein oder andere Seite mehr zu lesen gewöhnt, sodass es eine zusätzliche Freude gewesen wäre, auch das spätere Leben der Protagonistin in seinen Einzelheiten verfolgen zu können.

Dies ist jedoch meine einzige negative Kritik an diesem Buch, welches ansonsten in seinen zahlreichen gut recherchierten Schilderungen aufblüht. Obwohl der Leser stets Berthe durch die Geschichte folgt, ist der Roman nicht in der Ich-Perspektive verfasst. Trotzdem beginnt man die Reise gemeinsam mit Berthe in Stuttgart, folgt ihr an die französische Grenze und schließlich in das idyllische Villeneuve und möchte am Ende nicht mehr von ihrer Seite weichen. Die Begeisterung, die sie sowohl für die fremde Sprache als auch das Land selbst aufbringt, ist regelrecht ansteckend, zumal die Autorin wundervoll die französische Poesie ins Spiel bringt, die sich durch die gesamte Geschichte wie ein roter Faden schlängelt.

In einem kurzen Interview, welches am Ende des Buches zu lesen ist, erfährt man, dass Barth-Grözinger keineswegs selbst oft in Frankreich weilte. Eine Tatsache, die man nach Lesen des Buches kaum glauben mag, werden dem Leser doch zahlreiche beschriebene Wegpunkte, Orte und Städte genauestens vor Augen geführt: das Meer in Marseille, die Gassen Straßburgs oder die reichen Kastanienbäume in Villeneuve. Es ist nicht nur eine historische Reise, auf die sich der Leser in Geliebte Berthe begibt, sondern eine Reise im wahrsten Sinne des Wortes über holprige Wege und durch schöne Alleen.

Fans von historischen Liebesromanen werden an diesem Buch ihre helle Freude haben. Nichts, was das Genre verlangt, fehlt. Interessierte an der Geschichte um die Zeit der Weltkriege sollten ebenfalls zu dieser Lektüre greifen. Denn der Blickwinkel einer deutschen Frau, die sich in diesen Jahren in Frankreich ein Leben aufbaut, ist selten zu finden. (tina klein)

Wir haben gelesen:

1. Florian Illies: 1913. Der Sommer des Jahrhunderts. S. Fischer 2012 4
2. Nikolaus Nützel: Mein Opa, sein Holzbein und der Große Krieg. Was der Erste Weltkrieg mit uns zu tun hat. arsEdition 2013 6
3. Hermann Vinke: Der Erste Weltkrieg. Vom Attentat in Sarajevo bis zum Friedensschluss von Versailles. Gerstenberg 2014 8
4. Johannes Sachslehner: 1918 – Die Stunden des Untergangs. Styria 2014 10
5. Janko Ferk: Der Kaiser schickt Soldaten aus. Ein Sarajevo-Roman. Styria 2014 11
6. R.G. Grant u.a.: Der Erste Weltkrieg. Die visuelle Geschichte. Dorling Kindersley 2014 13
7. Hans Magenschab: Der Große Krieg. Österreich im Ersten Weltkrieg 1914–1918. Tyrolia 2013 15
8. Gregor Mayer: Verschwörung in Sarajevo. Triumph und Tod des Attentäters Gavrilo Princip. Residenz 2014 17
9. Elisabeth Zöller: Der Krieg ist ein Menschenfresser. Hanser 2014 19
10. Reinhard Osteroth: 1914 – Ein Maler zieht in den Krieg. Aladin 2014 21
11. Maja Nielsen: Feldpost für Pauline. Gerstenberg 2013 23
12. John Boyne: So fern wie nah. Fischer KJB 2014 24
13. Herbert Günther: Zeit der großen Worte. Gerstenberg 2014 26
14. Wolfgang Schüler: Sherlock Holmes und die Schwarze Hand. KBV 2014 27
15. Jürgen Seidel: Der Krieg und das Mädchen. cbj 2014 29
16. Iain Lawrence: Der Herr der Nussknacker. Freies Geistesleben 2004 31
17. Ludwig Winder: Der Thronfolger. Zsolnay 2014 33
18. Alexandra Rak (Hrsg.): Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen. Fischer KJB 2014 35
19. Über den Feldern. Der Erste Weltkrieg in großen Erzählungen der Weltliteratur....36
20. Holger Afflerbach: Auf Messers Schneide. Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor. C.H. Beck 2018 38
21. Andreas Platthaus: 18/19 – Der Krieg nach dem Krieg. Deutschland zwischen Revolution und Versailles. Rowohlt 2018 39

22. Daniel Schönpflug: Kometenjahre. 1918: Die Welt im Aufbruch. S. Fischer 2017 41

23. Laura Spinney: 1918 – Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Gesellschaft veränderte. Hanser 2018 42

24. Kolja Kohlhoff: Aufbruch nach der Katastrophe. 1918–1925. Kunst nach dem 1. Weltkrieg. Belser 2018 44

25. Volker Weidermann: Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen. Kiepenheuer & Witsch 2017 45

26. Klaus Kordon: Das Karussell. Beltz & Gelberg 2012 47

27. Inge Barth-Grözinger: Geliebte Berthe. Thienemann 2012 48